

Sechste Frankreich-Reise

Unterwegs nach Paris, 3. Juli 1918.

Als ich mich in Bern von einem deutschen Diplomaten, dem Neffen des Feldmarschalls Hindenburg, verabschiedete, sagte er (war es Ernst oder halb Spass?): „Falls noch während Ihrer Anwesenheit in Paris die deutschen Truppen dort einrücken, dann ist's am besten, wenn Sie sich gleich bei einer höheren Kommando-stelle melden mit Berufung auf uns und auf Ihre Mission an unsern Kriegsgefangenen. — So ist dann die nötige Sicherung für Sie vorhanden.“ Es könnte also wirklich etwas sein an den Gerüchten von nahe bevorstehenden, grossen deutschen Unternehmungen, von denen man weitgehende Entscheidungen erhoffte.

Gleich beim Verlassen des Schweizerbodens ist mir ein Stück schwerer Kriegsheimsuchung nahegetreten: Eine Zeitlang fuhr eine ältere, einfach gekleidete Frau mit, die durch die Schweiz sich aus dem Kriegsgebiet geflüchtet hat und nun in Südfrankreich Unterkunft sucht. Als sie sich aus der zusammengeschossenen, brennenden Heimstätte rettete, konnte sie gerade das mitnehmen, was in ihrer kleinen Handtasche Platz hatte (nicht einmal ein Hemd zum Wechseln ist dabei). Die Schrecken jener Nacht der Beschiessung und der Flucht hat sie allein durchgemacht. Ihr Mann ist in Kriegsgefangenschaft und der Sohn an der Front, täglich in Todesbedrohung. Sie könne aber, sagt sie, das verlorene Heim, Hab und Gut verschmerzen, wenn nur Gott ihren Sohn erhalten wolle.

Ein anderer Hinweis auf den Krieg und die nun schliesslich auch in Frankreich notwendig gewordenen Einschränkungen, liegt in

dem Anschlag im Bahnhof Bellegarde: „Il est défendu de consommer: 1. Du pain sans carte; 2. du beurre frais ou conservé; 3. du lait caillé ou aigre; 4. de la crème sous quelle forme que ce soit; 5. la consommation de tous fromages.“

Dieses Verbot von Butter und Käse kann sich aber jedenfalls nur auf Gasthöfe und Wirtschaften beziehen; denn von was sollten sonst die Leute in den Bergen leben?

Kriegsmässige Veränderung des Strassenbildes von Paris

Paris, 4. Juli 1918.

Seit dem Sommer 1917, da ich zum letztenmal hier war, hat das Strassenbild sich wesentlich verändert. — Der Soldat hat jetzt da einen noch grösseren Platz, als vorher, und zum französischen und englischen Soldaten ist nun auch noch der Amerikaner gekommen. Das bürgerliche Element unter den Passanten hat sich deutlich vermindert. Ein Kundiger sagt mir: „Im März dieses Jahres, nach der ganz unerwarteten Beschiessung durch das 100-Kilometer-Geschütz, hat eine neue starke Abwanderung in Paris eingesetzt. Mit Beschleunigung abgereist sind damals vor allem Leute von zwei Kategorien: Wohlhabende, die eigene Transportmittel hatten, Autos, oder Pferdefuhrwerke. Kleine Leute, Dienstboten usw., welche ihr ganzes Besitztum in einem Handkoffer mitnehmen konnten, zur Not auch ein Stück weit zu Fuss machen konnten, da auf die Bahnen bei dem grossen Zudrang nicht für alle zu rechnen war.“

Es ist heute amerikanischer Nationalfeiertag. Das wurde kundgetan und gefeiert durch ein Defilee amerikanischer Truppen durch die Champs Elysées.

Es waren wohl in der Hauptsache auserlesene Mannschaften, welche dafür kommandiert und gezeigt wurden. Fast alles gutgewachsene, kräftige, junge Leute zwischen 20—25 Jahren. Auffallend ist für uns Schweizer, dass die amerikanischen Offiziere ohne Säbel an der Spitze ihrer Einheiten reiten, oder marschieren. Der französische Offizier trägt denselben noch bei Paradeanlässen, aber nicht beim Ausgang und nicht an der Front.

Auch in meinem Absteigequartier, dem Hotel de Friedland, sind die neuen Verbündeten bemerkbar, in der Gestalt von 3 Offi-

zierinnen des „Roten Kreuzes“. Im übrigen stechen sie von manchen französischen Rotkreuz-Damen durch das ausgesprochen militärische ihres Gewandes ab.

Auf dem Esstisch sieht es etwas einfacher aus, als vor einem Jahr. Butter und Zucker sind ganz verschwunden. Doch das lässt sich schon ersetzen oder entbehren. Es ist ja eine reichliche Quantität sehr schmackhaften Brotes zu bekommen; für mich bedeutet das viel.

Erste Vorläufer des Grippe-Todeszuges

Paris, 5. Juli 1918.

Die für die letzte Nacht vermuteten Fliegerangriffe auf Paris sind ausgeblieben. Ich bin froh über die ungestörte Nachtruhe, dies um so mehr, als ich nicht ganz wohl war gestern abend. Es war vielleicht ein ganz leichter Anfall jener eigentümlichen Erkrankung, die, wie ich gerade bei der Abreise noch vernahm, bei einzelnen von unsern Truppenteilen ausgebrochen ist. — Auch bei der französischen Armee ist etwas davon spürbar, sagt mir ein französischer Sanitätsoffizier. Man habe die Feststellung gemacht, dass bei Soldaten, die aus dienstlichen Gründen aus den Vogesen ans Meer versetzt worden seien, die schon vorhandenen, leichten Krankheitserscheinungen rasch zurückgegangen seien.

Was meine Nachtruhe auch erleichtert hat, ist das, dass von etwa 9 Uhr an der Strassenverkehr fast ganz aufhört; das auch im Zusammenhang mit der sehr reduzierten Beleuchtung. Man konnte fast glauben, man sei auf dem Lande, oder in einer kleinen Provinzstadt. Wer tagsüber stark in Anspruch genommen und abends müde ist, empfindet diese Einstellung eines grossen Teils des lärmenden Nachtlebens der Weltstadt eher wohltuend.

Sind vielleicht jetzt auch manche Franzosen auf der Ausschau nach dem Frieden?

In einer Unterredung mit meinem sehr gelehrten Freunde, Mgr. B., in seiner Gelehrtenklausur, machte er die Äusserung, man habe in den ihm nahestehenden Kreisen (meistens Persönlichkeiten in hoher bürgerlicher oder militärischer Stellung) mit grösstem

Interesse die Kundgebungen des deutschen Staatssekretärs für Auswärtiges, v. Kühlmann, verfolgt. Aus seinen Worten: „Der Krieg kann wohl nicht allein mit den Waffen zum Abschluss gebracht werden,“ scheine eine gewisse Bereitwilligkeit zum Einlenken gegen den Frieden ja hervorzugehen. Es habe den Anschein, dass der Kaiser — wider die Einstellung der Obersten Heeresleitung — Kühlmann in seiner Auffassung stütze und ihn gegen alle Anfeindung im Amte behalten wolle.

Dass diese Vorgänge beim Kriegsgegner hier bei Leuten, die nicht ohne Einfluss sind, so viel zu denken und zu reden geben, lässt vielleicht den Schluss zu, dass dieses scheinbare Einlenken des deutschen Lenkers der Aussenpolitik gewissen hiesigen Wünschen und Hoffnungen, die man zwar öffentlich zunächst nicht recht zugeben will, entgegenkommt und entspricht. Man würde zwar wohl selber keinen Schritt in der Richtung des Friedens tun, kein erstes Wort dazu sagen, aber, wenn der Feind einen Schritt täte, ein annehmbares Wort sagte, so würde man vielleicht jetzt eher aufhören und mit sich reden lassen, als zu gewissen andern Zeiten.

Das sind Vermutungen, die mir kamen, indem ich Mgr. B. zuhörte, und sie haben mich auf dem weiten Heimweg in mein Quartier noch beschäftigt.

Vom neuen, wohl mit Mühe gefundenen, deutschen Kanzler, dem Grafen Hertling, wusste Mgr. B. noch verschiedenes zu berichten. Er habe ihn seinerzeit an einem wissenschaftlichen Kongress in Paris kennen gelernt. Ob wohl einer, der sein Bestes bisher in der Stille des Studierzimmers geleistet hat, ganz der Mann dazu ist, dem gegenwärtig tobenden Weltensturm Einhalt zu gebieten?!

Durch den Krieg zerstörtes Eheglück

Bei den am Nachmittag gemachten Besuchen bei Angehörigen französischer Kriegsgefangener, die ich in Bayern vor wenigen Wochen gesehen, bin ich in sehr verschiedene Häuser und Umgebungen gekommen, unter anderm in ein Arbeiterhaus im Quartier Villette, das etwas als Räuberquartier gilt. — Dann aber auch in den Empfangssalon des Luftfahrtsministeriums. — Am erstern Ort suchte ich die Frau eines der Kriegsgefangenen von Starn-

berg. Sie war gerade abwesend. Hausgenossen, denen ich den Grund meines Kommens angab, meinten, es wäre für den Mann besser, er käme aus der Gefangenschaft nie mehr zurück; denn, was er hier finden wird, das wird ihn nicht freuen; sein Platz ist durch einen andern besetzt. Und das betrifft leider gerade den, welcher mit Bewegung und Freude das Bild seiner Frau gezeigt hatte, seiner Frau, der leider das Warten auf ihren Mann zu lange geworden ist.

Solch unheilvolle Folgen der langen Abwesenheit an der Front, oder in der Kriegsgefangenschaft, mögen noch an diesem und jenem andern Ort eingetreten sein.

Paris, 6. Juli 1918.

Fortsetzung der Besuche bei Familien von französischen Kriegsgefangenen. Unterwegs allerlei Spuren des letzten deutschen Fliegerangriffs auf Paris gesehen. Unter anderem die Ueberreste eines Hauses, dessen Stockwerke und Vorderfront durch eine grosse Fliegerbombe durchschlagen worden sind. Erst das Kellergewölbe brachte das fast mannshohe Bombenungeheuer zum Anhalten. Wer sich von den Bewohnern dorthin geflüchtet hatte, der blieb am Leben. Den andern muss es schlimm gegangen sein.

Dann konnte ich an der Kirche von St. Gervais noch das Unheil wahrnehmen, das bei der ersten Beschiessung mit dem Ferngeschütz am Karfreitag durch eine Granate angerichtet worden ist. Sie durchbrach das Dach des Gotteshauses, in dem gerade Gottesdienst abgehalten wurde — und durch die Bruchstücke des Daches mehr noch, als durch die Sprengstücke der Granate, kamen mehr als 70 Personen ums Leben, darunter auch ein junger Schweizer Diplomat mit seiner Frau.

Der Nachmittag brachte unerwarteten Besuch: den jener jungen Frau aus dem Vilette-Quartier. Nicht ohne bestimmte Absicht mochte sie in Begleitung ihrer Mutter und Schwester gekommen sein. Das sollte wohl verhindern, dass ich auf persönliche Dinge einging. So sagte ich denn auf mehr indirektem Wege, was mir am Herzen lag. Ich redete vom sehr guten Eindruck, den mir ihr Mann gemacht, von der Herzlichkeit und Wärme, damit er mir von ihr geredet, von seinem Verlangen, unter günstigen Verhältnissen sein Heim wiederzusehen. — Sie liess besonders ihre Begleiterinnen, gerade die redegewandte Mutter, zum Worte kommen.

Ohne den Krieg und die äusserliche, von ihr nicht verschuldete, schwere Störung ihres Familienlebens, wäre vielleicht auch die innere so traurige Verstörung desselben nicht eingetreten, wäre die junge Frau vielleicht geblieben, was sie anfänglich wohl war, eine gute, hingebende Gattin.

Auf der Kriegsgefangenenabteilung des Kriegsministeriums, die an die Avenue de Saxe übergesiedelt ist, erfahre ich Erfreuliches und Unerfreuliches.

Das Erfreuliche ist, dass eine Anordnung zugunsten der Kriegsgefangenen, deren Förderung mir sehr am Herzen lag, nun endlich in das Stadium der Verwirklichung getreten ist und eine Erleichterung für viele bedeutet.

Das Unerfreuliche ist der Bescheid des Abteilungschefs, dass es mit der Ausführung des deutsch-französischen Abkommens über Heimschaffung von Kriegsgefangenen bedenklich happert.

Die Deutschen hätten sich wieder stark darin gezeigt „de provoquer des querelles d'Allemand“, ein Vorwurf, für den es nicht leicht eine ganz zutreffende deutsche Uebersetzung gibt.

Kriegsmüdigkeit auch im französischen Heere

Ein französischer, sehr aufgeweckter Soldat, ein Bekannter des Hotelbesitzers, äussert: „Maintenant les ennemis sont flambés, à cause du secours américain.“ (Jetzt sind die Feinde erledigt, wegen der amerikanischen Hilfe.) Militärisch kommt diese vielleicht noch nicht so sehr in Betracht, aber man sieht und hört in diesen Tagen, dass sie doch schon ein starkes moralisches Gewicht hat und die Zuversicht schliesslichen Sieges mehrt. Und das ist vielleicht nicht ganz unnötig. Denn eine gewisse Kriegsmüdigkeit ist auch hier vorhanden, auch im Heere. Der genannte Soldat legt die Zeitung mit den neuesten Kriegsnachrichten ungelesen bei Seite: „On ne s'intéresse plus aux nouvelles de la guerre.“ (Man interessiert sich unter uns Soldaten nicht mehr für die neuesten Kriegsmeldungen.)

Im französisch-protestantischen Gottesdienst

Paris, Sonntag, 7. Juli 1918.

Da ein neu notwendig gewordener Ausweis für den Besuch

der Kriegsgefangenen-Lazarette noch nicht in meinen Händen ist, kann ich, anstatt andern zu predigen, wieder einmal mir selber predigen lassen. — Das ist gerade in Zeiten starker Spannungen wohltuend.

Am nächsten liegt von den protestantisch-französischen Kirchen l'église de l'Etoile, wo einst der beredte, geistesmächtige Bersier seine Kanzel hatte.

Die Zuhörerschaft besteht aus Frauen, Töchtern, einigen Knaben und ältern Herren und etlichen wohl auf Urlaub in Paris weilenden Soldaten, im ganzen etwa 100 Personen. Ein Teil der Gemeinde mag das bedrohte Paris verlassen haben.

Gelesen wurde zuerst ein Abschnitt aus jenem 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes, wo u. a. die Worte stehen: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg!“

Im nachfolgenden Gebet hiess es unter anderem: „Nous te prions pour notre patrie et pour les nations alliées qui combattent pour le droit et la liberté, contre l'orgueil et l'ambition.“ (Wir bitten dich für unser Vaterland und die mit uns verbündeten Nationen, die da kämpfen für Recht und Freiheit gegen Hochmut und Ehrsucht.)

Aehnliche Anrufung Gottes habe ich auch auf der andern Seite in deutschen Gottesdiensten gehört, jedenfalls auch dort Berufung auf das Recht, das man für sich habe. — Da und dort in deutschen Gebeten fehlte aber die scharfe Spitze gegen den Feind.

Die Predigt wurde dann über das Wort Johannes 20, 11 gehalten: Maria am Grabe Jesu: „Elle pleure et elle prie. C'est déjà une consolation de pouvoir pleurer et prier vers la tombe de quelqu'un, qui nous est cher. Actuellement beaucoup d'entre nous n'ont pas même cette consolation. Vous ne pouvez pas vous tenir près du tombeau de votre mari ou de votre fils mort pour la patrie. Ce tombeau est trop loin, ou demeure inconnu. Mais en esprit on peut quand-même le faire.

Quels sont les sentiments de Marie, quels sont les nôtres en présence d'une tombe, d'un grand deuil récent? —

D'abord une grande tristesse. C'est l'heure de l'épée transperçante. Mais il y a quand-même une lueur d'espérance et de confiance chez Marie.

Serions-nous moins confiants et vaillants qu'elle, qui même dans sa grande tristesse appelle encore Jésus son maître? Nous aussi nous voulons nous confier à lui, qui dit aussi à nous:

„Je suis la résurrection et la vie.“ Non pas: „je serai“, ou: „j’ai été“, mais „je le suis“, „je le suis aujourd’hui“. Cette foi seule peut nous fournir une certitude et un appui dont nous avons besoin maintenant. Si légitimes que soient nos regrets, il ne faut pas rester renfermé dans nos douleurs. Il faut voir la tâche, qui s’ouvre encore devant nous: Plus de justice et de fraternité à l’égard de ceux, qui vivent encore autour de nous! Parmi ceux, qui voient déjà Dieu, et ceux, qui sont encore ici bas, les séparations ne sont jamais définitives.

Un jour il n’y aura plus de tombes, parce qu’il n’y aura plus de mort, plus de nuit du péché!

Ce sera alors le véritable foyer, dont nous n’avons ici-bas que le fantôme.“

Ein nach langem Ueberdenken geschriebener und nach weiterem Nachdenken vernichteter Brief

Die eine Hälfte des Nachmittags habe ich dazu verwendet, einen Brief an den deutschen Diplomaten v. H. abzufassen, die andere dazu, zu überlegen, ob ich den Brief absenden solle, oder ob es nicht besser sei, ihn dem Feuer anzuvertrauen.

Am Anfang des Briefes hatte ich von den eingetretenen grossen Schwierigkeiten in der Angelegenheit der Kriegsgefangenen-Heimschaffung geredet. Von der grossen Misstimmung der Franzosen wegen der Nichteinhaltung der Vertragsbestimmungen durch Deutschland. — Der Briefempfänger möchte sich doch für ein Einlenken seines Landes in dieser für die Kriegsgefangenen so wichtigen Sache verwenden.

Soweit befand sich der Brief ganz in der Richtung meiner Aufgabe.

In einem zweiten Teil sprach ich von verschiedenen Feststellungen der letzten Tage, welche mir die Vermutung nahe legten: Gerade jetzt, noch vor dem allgemein erwarteten neuen deutschen Offensivunternehmen, könnte ein neues deutsches Friedensangebot Deutschlands, mit einigermaßen annehmbaren Vorschlägen, hier vielleicht bessere Aufnahme finden, als in mancher frühern Zeit!

Solche Andeutung sei im Interesse aller in diesen unheilvollen Krieg Verwickelten gemacht, — so schloss ich den Brief.

Diese Mitteilung, zwar in guter Meinung unternommen, könnte schliesslich aber doch zu unguten Dingen führen, musste ich mir aber dann nach ernstem Ueberlegen sagen. Es wäre ein Abgehen von der bis dahin befolgten Linie, mich nur mit dem zu befassen, was meines Amtes ist und mich nicht auf Nebenwege einzulassen, auch nicht in bester Absicht. Das hier wäre nun ein Nebenweg; er könnte, ohne wirklich jemandem zu dienen, meine Aufgabe gefährden und, was noch schlimmer wäre, meinem Lande Schwierigkeiten bringen. Darum trat der Brief die Reise nicht an.

N.B. Als ich einige Monate später, nach dem für Deutschland so bitteren Friedensschluss, dem deutschen Diplomaten etwas von diesem geschriebenen, aber nicht abgesandten Pariser-Briefe sagte, äusserte er: „Wenn Sie denselben doch nur abgeschickt hätten. Ich würde ihn gleich an die höchsten Stellen weitergeleitet haben. Er hätte gerade damals einen neuen Impuls geben können zu raschem Weiterleiten der bei uns schon erwogenen, aber noch etwas zurückgehaltenen Friedensvorschläge.“

Es ist ja möglich, dass dadurch bereits beabsichtigte und vorbereitete Unterhandlungen seitens der Deutschen etwas beschleunigt worden wären, aber es ist ziemlich sicher, dass das damals von Deutschland den Alliierten Angebotene nur so knapp bemessen gewesen wäre, dass dieselben, trotz des dort in manchen Kreisen wirklich vorhandenen Friedensverlangens, auf die gemachten Vorschläge nicht hätten eingehen können.

Gerade von den Besten sterben so manche frühzeitig im Kriege

Paris, 8. Juli 1918.

Da die neuen Ausweispapiere immer noch nicht vorliegen, kann ich mich unterdessen noch mit den Interessen französischer Kriegsgefangenen und mit den Anliegen ihrer Angehörigen befassen.

Es stellten sich zuerst die Angehörigen jenes Hauptmanns ein, den ich auf der Zurückschaffung von seinem Fluchtversuch vor dem Tore der Festung Ingolstadt getroffen. Sie waren froh, zu hören, dass die Deutschen, nach diesem neuen Fluchtunternehmen, es gnädiger mit ihm gemacht, als anzunehmen gewesen war.

Dann kam mit einem grossen Anliegen die Mutter eines jungen

Offiziersaspiranten vom ersten Jägerregiment zu Fuss. Am 31. März 1916, bei einem der blutigen Kämpfe um das Fort Douaumont bei Verdun, wurde er zum letztenmal lebend gesehen, am Kopfe blutend. Dann weder unter den Toten gesichtet, noch als Gefangener gemeldet. Die Mutter erzählte manches aus seiner Jugend, liess mich in manche seiner Briefe einen Einblick tun. Er muss ein junger Mensch von aussergewöhnlicher innerer Reife und Feinheit und Zartheit des Wesens gewesen sein. Ich konnte begreifen, was es für eine Mutter bedeuten würde, einen solchen Sohn wiederzubekommen. Sie hatte wohl von mir erwartet, dass ich ihr neue Hoffnungen geben könnte. Das hätte ich kaum je lieber getan, als gerade in diesem Falle. Aber es wäre ein Versuch gutgemeinter Täuschung gewesen, die dann doch ziemlich bald durch die harte Wirklichkeit aufgedeckt worden wäre. — Auch da soll zwar nachgeforscht werden, aber es ist leider fast ganz gewiss, dass das auf keine Lebensspur führen wird.

Als sie weggegangen war, musste ich aufs neue, wie oft schon!, dem Rätsel des frühen Sterbens gerade wertvoller, vielverheissender Menschenkinder nachsinnen und dem andern Rätsel des oft so langen Weiterlebens solcher, die nach menschlichem Uebersehen und Schätzen, zu wenig Dienlichem da sind. Das kann einem, wenn diese und jene Fälle in ihrer ernsten schweren Wirklichkeit vor einem stehen, recht zu schaffen machen, auch wenn die eigene Person davon nicht direkt betroffen ist.

Familie und Staat hätten noch so viel Gebrauch für junge Männer von der wertvollen Art dessen, der da auf dem Schlachtfeld von Verdun frühe sich verblutet hat.

Diese Mutter wurde abgelöst durch eine junge Tochter, Angestellte des Photogeschäftes, das photographische Arbeiten für mich besorgt. Sie möchte nach neuen von mir vermittelten Nachrichten von ihrer in Köln lebenden Grossmutter fragen. Während dreier Kriegsjahre hatten sie nichts von derselben vernehmen können. Die Besucherin ist in Paris geboren, als Kind eines Engländer und einer Deutschen, einer Rheinländerin. Auf England mag ihre natürliche Art und ihre besondere Blondheit hinweisen, auf Deutschland das bei ihr spürbare Gemüt, und vom Aufgewachsensein in französischer Luft mag eine gewisse Grazie herrühren, welche sich hier auch bei einfachen Menschenkindern gar oft findet. Jede Nation kann die Vermittlerin sein besonderer Quali-

täten. Dessen dürfte man in gegenwärtiger Zeit etwas mehr gedenken.

Als ich die Familie einmal zu Hause aufsuchte, um Nachrichten zu bringen, fiel mir wieder auf, mit wie bescheidenen Wohnungsverhältnissen der Kleinbürger von Paris sich oft begnügt, mit einem sehr kleinen Mass von Licht, Sonne, Raum!

Dann kam noch jemand, welcher nichts für sich selber oder für seine Angehörigen wünschte, aber fremdes Leid vorbringen wollte, mich um Eintreten bat für eine französische Familie, über welche besonders schwere Not gekommen ist: Sie wohnte in einer Gegend, welche in den letzten Monaten, durch das Vorrücken der Deutschen, zum Kriegsgebiet geworden ist. Fast von einer Stunde zur andern mussten die Wohnstätten geräumt werden. Während das in Eile in dieser Familie im Tun ist, stirbt plötzlich die noch jüngere Hausmutter an einem Herzschlag, und die Kinder mussten durch alles Kriegsvolk hindurch allein die Flucht antreten! Der Vater ist kriegsgefangen in Deutschland. Nach den neuen Verträgen hat er Aussicht auf Freilassung nach nicht zu langer Zeit. Man bittet mich nun, diese Freilassung in möglichst kurzer Frist veranlassen zu wollen. Dieser Dienst wird der Familie vielleicht geleistet werden können. Aber es wird schwer sein, dass sie einen Ersatz für ihr zerstörtes Heim findet, unmöglich, dass sie einen findet für die frühzeitig durch die Kriegsnot ihr entrissene Mutter. — Trauriges Heimkommen für den Vater unter solchen Umständen!

Mgr. B. Bote bedeutsamster Kunde

Paris, 10. Juli 1918.

Gestern den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen zur Korrespondenz für deutsche und französische Gefangene und ihre Familien.

In den Zeitungen lese ich vom Ueberhandnehmen der eigenartigen Grippekrankheit bei unsern Soldaten, aber auch bei der bürgerlichen Bevölkerung. Bis jetzt scheint noch die eigene Gemeinde und das Pfarrhaus davon verschont geblieben zu sein. — Aber das gibt mir doch oft zu denken.

Hier spricht man immer wieder von der erwarteten deutschen Offensive. Warum überlassen die Franzosen und Engländer das der

Gegenseite? Vielleicht wollen sie die Deutschen zuerst mit vielen Verlusten anrennen lassen — und haben sie sich bereits auf einen Gegenstoss gerüstet, wenn dafür noch genug Reserven da sind.

Am Nachmittag Besuch von Mgr. B., dessen unerwartetes Erscheinen Wichtiges erwarten liess.

Er berichtet von einer kürzlich stattgehabten Einladung en petit comité, an der, ausser ihm, auch der frühere Botschafter in Berlin, Cambon (nun in hoher Stellung im Auswärtigen Amt), und General de Castelnau teilgenommen hätten. Da sei von aktuellsten Dingen die Rede gewesen, u. a. von einem eben von der deutschen Regierung bei der amerikanischen Gesandtschaft in Bern unternommenen Schritte betreffend Friedensvermittlung, allerdings unter Voraussetzungen, welche für die Alliierten nicht in Betracht fallen könnten.

Es sei dabei auch das interessant, dass die geheimen Unterhandlungen gerade mit diesem Kriegsgegner angeknüpft worden seien. — Man habe hier den Eindruck, als ob die Vereinigten Staaten bei eventuellen Friedensverhandlungen eine sehr grosse Rolle spielen sollten und auch wollten, vielleicht eine grössere, als den andern Mitkämpfern, den Franzosen und Engländern, erwünscht sein könnte. Es sei ungewiss, ob die Amerikabegeisterung, die sich vor noch nicht so langer Zeit bei der Einweihung der Avenue Präsident Wilson gezeigt, noch lange vorhalten werde.

Es schienen schon allerlei Unstimmigkeiten da zu sein, hervorgerufen durch nordamerikanische Ueberheblichkeiten.

Das ist interessante Kunde — und da sie von einem gebracht wird, der sonst eher Zurückhaltung in solchen Dingen beobachtet und der dem „Anrichtloch“ der offiziellen französischen Meinung ziemlich nahe steht, mag schon etwas dran sein.

Mancher Pariser, auch Mgr. B., hat den Wanderstab schon bereit gestellt

Während ich den Besucher auf das andere Seine-Ufer, gegen seine Wohnstätte zu, begleite, spricht er von seiner baldigen Abreise in die Provinz zu längerem Aufenthalt. Das ist etwas auffällig, denn die eigentliche Ferienzeit hat noch nicht angefangen. Ungewöhnlich ist auch, dass er dieses Mal die Gegenstände in sei-

nem Gelehrtenzimmer, die für ihn ganz besondere Bedeutung und Wert haben, soweit sie leicht transportabel sind, mitnimmt. Er ist übrigens nicht allein am Packen. Auf einem Ministerium wird, wie ich unter der Hand erfahren, das wichtigste unter den Aktenstücken transportbereit gemacht. Eine Bank, mit der ich etwa zu tun habe, hat ihren Wertschriftenbestand und die meisten Barmittel schon aufs Land in Sicherheit gebracht.

Es scheint etwas von der Stimmung über Paris zu schweben, von der Matthäus 24, von Vers 15 an so gewaltig und anschaulich die Rede ist: „Wenn ihr nun sehet den Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, alsdann fliehe auf die Berge, wer im jüdischen Lande ist. Und, wer auf dem Dache ist, der steige nicht hernieder etwas aus seinem Hause zu holen“ usw.

Mit der Möglichkeit, dass die deutschen Heere jetzt bis Paris vorstossen und „den Greuel der Verwüstung“ auch über diese Stätte bringen könnten, scheinen manche nun sehr ernstlich zu rechnen.

Mgr B. legt mir mit freundschaftlicher Besorgnis nahe, auch ich sollte, solange noch die Türen offen ständen, mich auswärts, etwas weiter weg vom „Geschütz“ verziehen. Es ist aber für mich gerade hier noch allerlei zu tun, darauf andere zählen. So bleibe ich noch da, wo mir übrigens die Dinge noch nicht gerade so bedrohlich vorkommen.

Unterwegs im Bois de Boulogne sich vergnügende Kindergruppen angetroffen. Für sie spielt die Möglichkeit der Beschiessung und Eroberung von Paris noch keine Rolle in ihrem Denken und Planen. Sie freuen sich des freien Nachmittags, des schönen Wetters und der Möglichkeit zu kindlichem Spiel und Zeitvertreib.

Ein Brief etwas bedrohlichen Inhalts

Für mich bekam der Tag schliesslich noch ein ziemlich ernstes Aussehen, als ich auf unserer Gesandtschaft einen Brief las, der persönlich abgegeben und als wichtig bezeichnet worden sei. Er ist von einem französischen Unteroffizier, früheren Dolmetscher in Gefangenenlagern, wo ich ihn kennen und wegen seiner weitherzigen, gegenüber den Gefangenen gerechten Art schätzen lernte.

Er hatte mir dann in der Schweiz von der schweren Erkrankung seiner Frau, die aus Deutschland stammt, geschrieben, die noch

dadurch verschlimmert werde, dass sie in zunehmender, beängstigender Sorge um ihre Angehörigen in Deutschland sei, von denen sie seit vier Jahren keine direkten, genauen Nachrichten mehr habe. Es könne zur Erhaltung ihres jungen Lebens beitragen, wenn sie etwas von zu Hause, gerade über das Geschick ihrer beiden an der Front stehenden Brüder erfahren könnte.

Auf meine Anfrage in jener deutschen Stadt war vom Vater ein Brief mit sehr erfreulichem, beruhigendem Bescheid gekommen.

Im Gedanken, dass für sie der Anblick der väterlichen Schrift die Glaubhaftigkeit der Nachrichten vermehren würde, hatte ich den Brief selber, mit einigen Begleitzeilen, in Paris der Post übergeben, von wo er nur noch einen kurzen Weg bis zu dem hierwohnenden Adressaten zurückzulegen hatte. Aber auf diesem Weg war er, wie der Empfänger mitteilte, vom Briefkontrolldienst der Geheimpolizei angehalten und geöffnet worden — und erst dann an die betreffende Familie weitergegeben. Der Inhalt hatte für die junge Frau sehr wohltuend gewirkt, aber zugleich hatte die Polizei vermerkt, dass da ein gewisser Verkehr mit Deutschland vorliege. Und das hatte bei der Staatspolizei einen schlechten Punkt für den Briefempfänger, aber ohne Zweifel auch für den Briefvermittler, meine Person, gegeben. — Das war in der kurzen Mitteilung des französischen Unteroffiziers, des Gattens dieser Frau, nur leise angedeutet. Aber es war doch viel genug gesagt, dass die Sache zu denken geben konnte; im Blick auf diese Familie, für die nur Gutes beabsichtigt worden war, im Blick auf mich, den Mittelsmann, der nun allem nach in einem etwas verdächtigen Lichte stand.

Die hiesige Geheimpolizei (übrigens auch die in andern Kriegsländern) ist gegenwärtig ausserordentlich schnell bereit, hinter den harmlosesten Vorgängen „Verkehr mit dem Feind“, Spionage, Landesverrat, Hochverrat zu wittern — und sogar solche werden bekanntlich auf die Anklagebank gesetzt, die noch vor kurzem auf Senatoren- oder Ministerstühlen sassen und fast schrankenlos über das Leben anderer verfügten.

Gerade bis zur Landesverratsanklage wird es für mich kaum kommen, aber auch schon daraus, dass ich als Verdächtiger auf eine „schwarze Liste“ käme, könnte meiner Aufgabe hier manche Schädigung erwachsen.

Auf dem Heimweg von der Gesandtschaft in mein Quartier war es mir ganz willkommen, mich in der stillen amerikanischen Kirche einige Augenblicke auf eine Bank zu setzen, diesen Zwischenfall ruhig zu überdenken, ihn auch zugleich in höhere Beleuchtung zu stellen. Darob fiel mir ein, dass vor einiger Zeit eine sehr hochgestellte Persönlichkeit dieses Landes, auf gemeinsamem Heimweg nach einer Einladung, mir ganz aus eigenem Antrieb gesagt hatte: „In der Erfüllung Ihrer so delikaten Aufgabe können Sie wohl einmal in eine schwierige, ja gefährliche Lage kommen. Dann dürfen Sie sich nur auf mich berufen und auf unser freundschaftliches Verhältnis, und ich werde voll und ganz zu Ihnen stehen.“ Der weitere Verlauf der Dinge wird mir weisen, ob ich von diesem unerwarteten, wertvollen Anerbieten nun vielleicht Gebrauch machen sollte.

Paris, 12. Juli 1918.

Mehr persönliche Sorgen, als der mögliche Heranmarsch der Deutschen gegen Paris, macht mir fast das Vordringen der hier „spanische Krankheit“ genannten Seuche nun auch in der Schweiz. Aber gerade jetzt, wo mich vielleicht plötzlich meine Pflicht nach Hause rufen könnte, ist die Möglichkeit einer freien, ungehinder-ten Wegreise ganz in Frage gestellt.

Am Quai d'Orsay, Service du Protocole, wo ich mich eben erkundigt habe, hiess es: Strengste Grenzsperre für Ausreise aus Frankreich. Sie gilt diesesmal auch den Inhabern von Diplomatenpässen, die einem sonst, wie ich es erfahren, immer die Türe öffneten. Nur wenn dringendste Notwendigkeit nachgewiesen und vollständigste Unverdächtigkeit durch die französische Geheime Ausländer-Ueberwachungspolizei festgestellt sei, könnte eine Ausnahme gemacht werden. Sie sei aber praktisch kaum denkbar.

Ich habe aber doch das Gesuch um eine Spezialerlaubnis für jederzeitigen Grenzübertritt eingegeben. Der Bescheid werde mir nach eingehenden Erkundigungen über meine Person beim Kriegsministerium und den zuständigen Polizeibehörden zukommen. Da wird es sich jedenfalls zeigen, wie weit meine Reputation durch den Zwischenfall mit dem unterwegs geöffneten Briefe gelitten hat.

Der Grund dieser vollständigen Verkehrs- und Korrespondenzsperre liege darin, dass man bei der gegenwärtigen Kriegslage soweit als irgend möglich verhindern wolle, dass dem Feinde ge-

heim militärische Nachrichten zukommen. Solche seien sogar in den diplomatischen Kuriersendungen neutraler Länder aus Frankreich herausgeschmuggelt worden.

Fast jeder misstraut fast jedem!

Warum hat Nordamerika in den Krieg eingegriffen?

Im Gespräch mit einem sehr geweckten Angehörigen der nordamerikanischen Armee äussert dieser: „Wenn die Vereinigten Staaten in diesen Kriegsjahren einen Präsidenten von der überragenden staatsmännischen Klugheit eines Abraham Lincoln gehabt hätten, so wäre wahrscheinlich manches anders herausgekommen, man würde wohl den Weg zum Frieden gefunden haben, bevor der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg für notwendig gehalten wurde. Aber da wir einmal im Kriege drin sind, kommt es auf 2—3 Jahre nicht draufan, um die Sache gründlich zu erledigen. Wir verfügen, was den andern Kriegführenden teilweise etwas abgeht, in ziemlichem Masse über die Gabe der Organisation und das fördert manches; es hat unter anderem den Ueberseetransport von mehr als einer Million Soldaten in den letzten Monaten möglich gemacht.“

Einen weitem Beitrag zu dieser Angelegenheit: Beteiligung der Vereinigten Staaten, hat dann diesen Abend noch ein Schweizer gegeben, der im Dienst einer amerikanischen Bank in Paris steht: „Neben gewiss auch vorhandenen idealen Beweggründen ist doch auch ein ordentliches Quantum Geschäftsinteresse diesem Kriegsunternehmen beigemischt. Man möchte die bisherige finanzielle Beteiligung zugunsten der Alliierten (es können schon einige Milliarden sein) sicherstellen, die vorgeschossenen gewaltigen Summen wiedereinbringen und das ist eben nur dadurch möglich, dass man den Franzosen und Engländern als Mitkämpfer zum Siege verhilft.“

Diese Finanzrücksichten waren dem andern Gewährsmann ja wohl auch bewusst, aber er durfte nicht so unbefangen davon reden, wie das dem neutralen Kenner der Verhältnisse möglich war.

Verschwindende Schriftstücke

Paris, 13. Juli 1918.

Diesen Nachmittag gab es eine kleine Ueberraschung: Ein Päck-

lein mit Visitenkarten und Adressen deutscher und französischer Persönlichkeiten, mit denen ich in Kriegsgefangenenangelegenheiten in Berührung gekommen bin, oder noch in Berührung kommen sollte, ist wohl über die Mittagszeit, aus meinem Schreibtisch verschwunden. — Da in dieser Zeit nur der Valet de chambre sich im Zimmer etwas zu schaffen machte, kann vermutet werden, dass er sich für diese Sache interessiert hat, natürlich nicht zu eigenen Händen, sondern zu denen der Polizei. Es ist sicher, dass gerade in Hotels, in denen Ausländer verkehren, diese und jene vom Personal der Polizei allerlei Dienste erweisen, manchmal in ziemlich geschickter, manchmal auch in ungeeigneter Weise.

Das Letztere ist hier passiert. Es sind gerade Adressen französischer Familien, denen ich noch über ihre Angehörigen, die kriegsgefangen sind, hätte berichten sollen, entwendet worden. Dann Visitekarten von deutschen höheren Offizieren, mit denen ich auf Wunsch des französischen Kriegsministeriums im Interesse der französischen Kriegsgefangenen schon verhandelt habe, oder noch verhandeln wollte.

Die Leidtragenden bei dieser halbamtlichen Entwendung sind also die Franzosen selber.

Dem Hotelier, einem wackern Berner, will ich von diesem kleinen Erlebnis zeitgemässer Art lieber nichts sagen; er hat, als Ausländer, jetzt sonst schon Schwierigkeiten und Sorgen genug. Wenn er den etwas zu neugierigen französischen Angestellten entlassen, oder verklagen wollte, so würden jedenfalls ihm grössere Unannehmlichkeiten von Seiten der Polizei entstehen, als dem Fehlbaren.

Ein eigenartiges, viel bedeutendes Truppendefilee

Paris, 14. Juli 1918.

Beim Truppendefilee am heutigen Nationalfeiertage konnte man sich Rechenschaft geben, was alles auf Seiten der Alliierten mitmarschiert und mitkämpft. Es zogen da vorbei: Franzosen, Engländer, Italiener, Portugiesen, Nordamerikaner, Belgier, Serben, Polen, Griechen (mit dem weissen Kreuz im blauen Feld) Tschecho-Slowaken.

Seit dem letzten Jahr sind die russischen Truppen weggefallen, aber nun ersetzt durch die Amerikaner und durch andere.

Wie erklärt es sich, dass die Zentralmächte so viel Feindschaft gegen sich haben, die Alliierten so viel Freundschaft für sich? Wie weit spielen Antipathien und Sympathien da mit, wie weit politische, ökonomische, militärische Interessen, wie weit etwa der Druck der Grossen auf die Kleinen, daran es wohl nicht gefehlt hat?

Besonders freudig begrüßten die Pariser die serbischen Truppen, dann die Abteilungen französischer Marine-Infanterie, meistens Bretonen.

Da dachte man wohl daran, dass ihr tapferer, zäher Widerstand unter Admiral Ronarch im Spätherbst 1914 den Durchbruch der Deutschen an der Yser verhindert und damit wohl die Sache der Alliierten gerettet hat.

Die „ewigen Lichter“ sind nicht so leicht auszulöschen!

Galt die Feier des Vormittags den lebenden Kämpfern, so wurde am Nachmittag der Toten und ihrer Kinder, der Kriegswaisen gedacht. Das geschah in feierlicher Zusammenkunft im grössten Raum von Paris. — Den Vorsitz hatte der Präsident der Republik. Neben ihm sassen der frühere Ministerpräsident Viviani und der Kardinal-Erzbischof von Paris, Amette. Die Nachbarschaft dieser beiden konnte allerlei Erinnerungen wecken, u. a. an eine zur Zeit der gewaltsamen Trennung von Kirche und Staat im Parlament gehaltene grosse Rede des Staatsmannes Viviani. In derselben war von ihm mit Nachdruck und Schwung das dann fast historisch gewordene Wort gesprochen worden: „Nous avons d'un geste superbe éteint les lumières de la croyance chrétienne au ciel de l'humanité!“ (Wir haben mit kühnem Griff die Lichter christlichen Glaubens am Himmel der Menschheit ausgelöscht!)

Heute klang es bei ihm, dem Hauptredner der Feier, ganz anders. Seine Ansprache begann mit den Worten: „Je suis heureux de nous voir réunis ici dans un commun effort: croyants et non croyants; ces derniers respectant les convictions des autres.“ (Ich bin glücklich, uns hier zu gemeinsamer Tätigkeit zusammengeschlossen zu sehen, Gläubige und Nichtgläubige, diese Letztern voll Achtung für die Glaubensüberzeugung der andern.)

Bei diesen Worten verneigte er sich gegen seinen Nachbarn,

den Kardinal-Erzbischof, über dessen ernstes, kluges Gesicht darob ein feines Lächeln zog, dafür manche Deutung möglich war.

Manche, welche bis dahin, d. h. bis zur Zeit gemeinsamer Kriegsnot, kaum irgendwelche Berührungen hatten, abgesehen davon, dass man sich mit Wort und Schrift bekämpfte wegen politischer oder religiöser Differenzen, sind nun in diesen vier Kriegsjahren bei dieser und jener gemeinsamen Hilfsaktion, oder an der Front, in persönlichen Kontakt gekommen — und die zunächst äussere Annäherung mag dann dazu geführt haben, dass da und dort einer dem andern innerlich auch etwas näher kam, vielleicht zunächst nicht gerade seinen politischen oder religiösen Grundsätzen, aber doch dem Menschen, bei dem man manche nicht erwartete, schätzenswerte Eigenschaft entdeckte. Leute, die sonst für Religion, für die Kirche (katholische und auch protestantische), für ihre Vertreter und Anhänger, nicht viel übrig hatten, haben mir mit unverholener Anerkennung und Hochachtung von der grossen Pflichttreue und Hingebungsfähigkeit gesprochen, die sie antreffen bei geistlichen und weltlichen Vertretern der beiden Konfessionen, welche neben ihnen in der Drangsal des Krieges standen und noch stehen.

Es hat einer im Blick auf solche Erfahrungen gesagt: „On mangera à l'avenir quand-même un peu moins vite du curé!“ Auf deutsch gesagt: man werde in Zukunft doch etwas zurückhaltender sein punkto die bis dahin etwas stark geübte „Pfaffenfresserei“.

Die Willigkeit, den Menschen im andern Lager gerecht werden zu wollen, ist übrigens auch auf der rechtsstehenden Seite da: Es ist mir da im Sinn ein sehr feines, weitherziges, anerkennungsvolles Wort, das ich in diesen Tagen aus dem Munde eines hochgestellten katholischen Geistlichen betreffend einen Bekannten, einen ausgesprochenen Freidenker, hörte, mit dem die schweren Verhältnisse der Zeit ihn in öftere, besondere Berührung gebracht haben.

Man hat heute mehrmals davon gesprochen, gerade auch auf dem Rückweg von dieser Feier, ob die Deutschen sich wohl mit einem Flugangriff auf Paris in ihrer Weise an der französischen Nationalfeier beteiligen würden? Bis jetzt ist aber alles still geblieben von dieser Seite. Vielleicht auch dank dem trüben, unsichtigen Wetter.

Paris hört den Kanonendonner der zweiten Marneschlacht und erblickt am nächtlichen Himmel den Widerschein des Kampfes

Paris, 15. Juli 1918.

Von Mitternacht an lange schlaflos gelegen. Von diesem Zeitpunkt an war während Stunden die Luft erfüllt von ununterbrochenem Donner der Kanonen, wie bei einem ausserordentlich starken, aber etwas entfernten Gewitter. An ein Gewitter hätte man auch fast denken können ob der beständigen blitzartigen Erhellung des dunkeln Gewölkes. Gegendkundige meinen, das sei aus der Gegend der Marne und von Reims her gekommen; während des ganzen Krieges sei in Paris noch nie etwas der Art gehört und gesehen worden.

War das wohl der Anfang der angekündigten, mit Spannung erwarteten, grossen deutschen Offensive? Dann muss sie in einem Paris ziemlich nahen Sektor der deutschfranzösischen Front vor sich gegangen sein.

Paris, 15. Juli 1918 (mittags).

Die Morgen- und Mittagszeitungen bestätigen in der Hauptsache diese Vermutungen: Auf einer Front von etwa 90 km, im Sektor Château-Thierry-Reims-Dormans ist die Schlacht im Gang — also im Gebiet der Marne, um die schon das grosse Ringen vom September 1914 durchgeführt wurde.

Der Anfang der Kanonade der vergangenen Nacht kam aber nicht von der deutschen, sondern von der französischen Seite. Das ist die grosse Ueberraschung des Beginns dieser neuen Kriegsphase.

Paris unter dem Feuer des deutschen Ferngeschützes

15. Juli, nachmittags 1½ 3 Uhr.

Während ich eben im Hotelzimmer am Schreibtisch sass, an einem Brief für Trubschachen schreibend, ertönte plötzlich ein gewaltiges Krachen, unter Erschütterung des ganzen Hauses, wie es einem vorkam. Was konnte das sein? Eine Fliegerbombe? Aber Fliegerangriffe auf Paris finden selten am heiterhellen Tage statt.

Ich lege die Feder ab, gehe ins Hotelbureau und sehe den

Hotelier fragend an. „C'est la grosse Bertha.“ (Das ist die dicke Bertha!) sagt er. So nennt der Volksmund das deutsche Riesengeschütz, das schon im Frühling während einiger Tage seine gewaltigen Geschosse etwa 100 km weit in die Stadt Paris hinein schleuderte.

Dieses Geschütz ist also jetzt aufs neue in Tätigkeit; allem nach im Zusammenhang mit der begonnenen grossen Offensive. Die Deutschen wollen wohl damit den Bewohnern von Paris zu verstehen, zu hören geben, die Hauptstadt sei auch in die entbrannte Schlacht einbezogen.

Wo mag diese erste Granate niedergegangen sein? Wann wird die nächste aus dieser grossen Distanz (ungefähr die von Bern nach Lausanne) anlangen und, wo mag sie wohl einschlagen?

Bei der Frühlingsbeschiessung ist ein Geschoss in einen Garten nahe unserem Hotel niedergegangen, hat aber nicht dem grossen Lärm entsprechend Schaden angerichtet.

15. Juli 1918 (abends 10 Uhr).

Nun ist's wieder still geworden. Mit dem Einbruch der Abenddämmerung hat das Ferngeschütz seine Tätigkeit bis auf weiteres eingestellt. Dies wohl, um seine Lage nicht durch das in der Finsternis sichtbare Mündungsfeuer zu verraten.

Ich habe mir, während ich an meinen Briefen weiterschrieb und dann noch einen kurzen Ausgang auf die nahe Gesandtschaft machte, die Einschlagszeiten aufgeschrieben. Weitere Schüsse: 3 Uhr (ziemlich entfernt); 4 Uhr (näher); 5 Uhr (noch näher); 5 $\frac{1}{4}$ Uhr; 6 Uhr; 6 $\frac{3}{4}$ Uhr (ziemlich entfernt); 7 Uhr (nahe); 7 $\frac{1}{2}$ Uhr (entfernt); 8 Uhr (sehr nahe); 8 $\frac{1}{2}$ Uhr (ziemlich entfernt); 8 $\frac{3}{4}$ Uhr (nahe).

Aus diesen wohl annähernd zutreffenden Feststellungen lässt sich schliessen, dass von Schuss zu Schuss die Geschützrichtung verändert wurde, um einen möglichst grossen Teil von Paris in Feuerbereich zu bringen — und damit möglichst vielen Parisern einen Schrecken einzujagen. Um das Treffen bestimmter Objekte kann es sich ja nicht handeln, da eine eigentliche Kontrolle der Schiesserefolge ausgeschlossen ist. — Es ist den Zeitungen streng untersagt, genaue Mitteilungen über die Resultate der Beschiessung zu bringen.

Gerüchtweise ist das durchgesickert: Einer der ersten Schüsse

habe am Champ de Mars eine Hausecke getroffen und durch die Mauerstücke seien einige Passanten getötet, andere verletzt worden. Eine später kommende Granate sei auf dem Platz vor dem Bahnhof St. Lazare geplatzt und habe, trotz des dort sehr starken Verkehrs, keinen andern Schaden angerichtet, als die Zeitungen in einem Kiosk auseinander zu jagen.

Was die Einschüchterung der Bevölkerung betrifft, hatte ich bis dahin nicht gerade den Eindruck von einem grossen Erfolg: Die Tramwagen verkehren in gewohnter Weise. Man sah die Leute wie sonst den Geschäften nachgehen, oder Kapellen und Kirchen aufsuchen zum abendlichen Gebet. Mehrere Personen, welche sich zu Besprechungen bei mir angesagt hatten, sind zur bestimmten Zeit im Hotel eingetroffen. Die meisten beschiessungscheuen Pariser sind wohl längst nicht mehr hier, sondern irgendwo in der Provinz ausserhalb Schussweite.

Nur in einer Beziehung macht sich die Beschiessung etwas spürbar, darin, dass das Abendessen mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit serviert wird. Da der Essaal von einem Glasdach bedeckt ist, könnte allerdings eine da niedergehende Granate ziemlich übel hausen.

Paris, 16. Juli 1918.

Mit angebrochenem Tag hat das Schiessen wieder eingesetzt. Aber ganz bald kam auch ein langandauerndes Gewitter, und schliesslich wusste man oft nicht mehr recht, was Kanonendonner, respektive Einschlagsdonner, und was Gewitterdonner sei. Während einer längern Fahrt zum Kriegsministerium wurden mir von Mitfahrenden verschiedene Punkte bezeichnet, wo gestern Granaten eingeschlagen hätten. An einem Punkte, in der Nähe des Eifelturmes, war das Strassenpflaster aufgerissen. Halblaut darf man über diese Dinge reden, aber nicht vor grösserem Publikum. Ein Taxichauffeur, der ziemlich weithin hörbar und etwas aufgeregt darüber schimpfte, dass man jetzt auch noch diesen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sei und nicht sicher sei, ob nicht eine Granate das Taxi auseinander jage, wurde von einem Polizisten am Kragen gefasst und an den Schatten gebracht.

So lange ich kontrollieren konnte, war festzustellen, dass heute alle 20 Minuten ein Schuss abgefeuert wurde und nach Paris

gelangte. Ziemlich schwierige Verhandlungen auf dem Kriegsministerium setzten dann meinen Beobachtungen ein Ende.

Paris, 17. Juli 1918.

Während der letzten Nacht war wieder von der Front her starker Kanonendonner zu hören.

Die zweite Schlacht an der Marne setzt sich also fort, auch nächtlicherweise, aber nach den Meldungen der französischen Obersten Heeresleitung scheint den Deutschen die Sache doch nicht im erhofften Mass glücken zu wollen.

Heute hat das grosse Ferngeschütz seine Beschiessung von Paris eingestellt. Aber ich konnte den Zeitpunkt nicht genau bestimmen, da ich die Einschläge nicht mehr notierte. Man gewöhnt sich eigentlich rasch an manche Dinge, auch an solche, die eine gewisse Gefährdung mit sich bringen können.

Durch die Champs Elysées sah ich lange Kolonnen von Sanitätsautomobilen gegen die Front zu ziehen. Die finden dort jetzt viel Arbeit. In der Stadt werden eine Anzahl Schulhäuser requiriert und Hilfslazarette eingerichtet.

Paris, 18. Juli 1918.

Endlich den Zentralpräsidenten des französischen Roten Kreuzes, Baron d'A., getroffen, mit dem eine Anzahl Anliegen der französischen Gefangenen in Deutschland zu besprechen sind. Eigenartige Persönlichkeit, in Aussehen und Benehmen sehr der „Grand Seigneur“, zum Dominieren disponiert, allem nach auch dazu befähigt. — Seine Mitteilungen an das Bureaupersonal erfolgten fast alle in Form eines kurzgefassten Befehls, woran jedermann gewöhnt schien.

Besprechung mit einem belgischen Offizier, dem ich den Verkehr mit seiner im besetzten Gebiet Belgiens lebenden Familie etwas habe erleichtern können. Es muss dort eine teure „Lebtig“ sein: 1 kg Fleisch kosten 35 Fr.; 1 kg Kartoffeln 4 Fr.! Allerdings sind wohl belgische Franken gemeint, die unter unserm Schweizerfranken stehen! Aber auch so muss es dort für eine Hausfrau schwere Zeit sein!

Der französische Heeresbericht erwähnt eine erfolgreiche Offensive zwischen Soissons-Château-Thierry.

Nächtliches Geläute der sonst stets schweigenden Kirchenglocken von Paris

In der letzten Nacht ist der längst prophezeite deutsche Fliegerangriff auf Paris gekommen.

Sirenengeheul, gellende Hornsignale brachten der Bevölkerung Warnung und Aufforderung zum Löschen aller Lichter, auch zur Flucht in die Kellerräume. Aber auf dieses Letztere verzichteten wohl doch manche. An meinem Teil begnügte ich mich damit, die schweren Fenstervorhänge vorzuziehen. Das als Sicherung gegen Glassplitter. Bei der Explosion der grossen Fliegerbomben werden vom Luftdruck oft im weiten Umkreis die Fenster zerschmettert und die Glassplitter oft weit ins Zimmer hineingejagt. — Ein etwas solider Vorhang kann dieses Letztere verhindern, oder doch mildern.

Es wurde einige Zeit in die Luft hinauf und wohl auch von der Luft herunter geschossen. Dann fand der nächtliche Zwischenfall einen sehr wohltuenden Abschluss: Mit einemmal erklangen alle Kirchenglocken von Paris. Das bedeutet jeweilen: „Fliegergefahr vorbei; man darf sich wieder zur Ruhe begeben.“ Da man sonst die Kirchenglocken von Paris eigentlich nie zu hören bekommt, macht dieses friedvolle Geläute, nach dem wilden Lärm der Geschütze, der Sirenen, der Alarmhörner, einen ganz besondern Eindruck.

Die grosse Wandlung im Kriegsgeschick. Anfang von Siegesjubiläum

Etampes, 19. Juli 1918.

Da die neuen Ausweisschriften nun schliesslich in meine Hände gekommen sind, stehen mir die Gefangenenlager um Paris und die Gefangenenlazarette in Paris wieder offen.

In den Tramwagen, auf den Bahnhöfen, in den Zügen ist immer mehr weibliches Personal im Dienst. Als ich auf der Gare d'Orléans in den Bahnwagen stieg, als erster Reisender, kam die Kondukteurin auf mich zu mit strahlendem Gesicht, und ganz unversehends umarmte sie mich, indem sie begeistert ausrief: „N'est ce pas, cher Monsieur, maintenant cela va enfin bien pour nous; nous les enfonçons; cette fois nous les aurons; la paix sera bien-

tôt là.“ (Nicht wahr, lieber Herr, jetzt kommt's doch endlich gut für uns; nun schlagen wir sie gründlich, und dann kommt doch endlich der Friede!)

Dieser Freudenausbruch hatte Bezug auf den französischen Sieg, der gestern in den Zeitungen kurz angekündigt wurde und dessen ausdrückliche Bestätigung heute zu lesen war.

N. B. Die Sieges- und Friedensahnung dieser Französin war wirklich zutreffend: Der Vorstoss der 10. Armee (Mangin) aus dem Walde von Villers-Cotterets bedeutete nicht nur einen isolierten Sieg, sondern war der Ausgangspunkt des Sieges überhaupt.

Von diesem Tage an, dem 18. Juli, ist es für die Deutschen, wenn auch unter zähem Widerstand, immer nur rückwärts und nie mehr vorwärts gegangen!

Die verschiedenen Nationen erhalten Zeugnisnoten

Mein Reisegefährte bis Etampes war ein belgischer Grossgrundbesitzer, Hr. L. de B., der auch in der Normandie eine grosse Besitzung hat. Er äusserte sich zum eben aufgekommenen Projekt eines „Völkerbundes“, dem er keine Lebensmöglichkeit zusprechen kann. Dann spricht er von den Hoffnungen der Deutschen, dass die Vlamen sich schliesslich auf ihre Seite schlagen und dass Deutschland so in Belgien noch festern Fuss fassen werde. Er gehöre selber diesem Volksstamm an und könne feststellen, dass sie nichts gemein hätten mit deutscher Art und deutscher Politik. Da liege eine psychologische Irrmeinung der Deutschen vor.

Dann charakterisiert er die Engländer: „Sie sind sehr zäh, aber nicht nur im Festhalten des Guten, sondern auch im Steckenbleiben in Irrtümern — und sie lassen sich durch nichts davon abbringen.“

Ueber die Franzosen meinte er, sie seien zu wenig unternehmend, sowohl als Landwirte, denn als Geschäftsleute — und das komme davon, dass sie zu wenig Bedürfnisse hätten, zu mässig seien, sich deshalb auch schon mit kleinen Gewinnen zufrieden geben.

Bevor er noch andern Nationen, vielleicht auch der Schweiz, eine Note geben konnte, hielt der Zug in Etampes, meinem Reiseziel.

Im hiesigen Gefangenenlager lässt sich feststellen, dass seit meinen letzten Besuchen in den äussern Verhältnissen sich manches

gebessert hat. Die Paketsendungen bleiben weniger lang unterwegs stecken. Das sind allerdings immer seltener Sendungen aus der deutschen Heimat, wo man je länger je weniger etwas zum Senden hat. — Es handelt sich vor allem um Pakete der Hilfsorganisationen für Kriegsgefangene, gerade der Institution Pro Captivis in Bern. „Wir sind so dankbar für diese Berner Sendungen. Es wird so weitherzig und nobel immer allen unsern Wünschen entsprochen,“ heisst es bei den Gefangenen. Solches Lob will ich dann gerne dem Leiter von Pro Captivis, Dr. R. v. Tavel, weitergeben.

Trotz solchen Erleichterungen wird die Gefangenschaft immer mehr als eine schwere Last empfunden, besonders von den Familienvätern.

Auf dem Arbeitskommando St. Cyr la Rivière hiess es bei einem derselben: „Die Zeit des Wegseins von zu Hause wird einem zu lang. Jetzt bin ich bald vier Jahre von der Familie fort. Das jüngste der Kinder habe ich noch gar nicht gesehen. Es kam zur Welt bald nach meinem Einrücken zum Kriege. Die Kinder müssen so dem Vater ganz entfremdet werden. Es wäre auch im Geschäft so manches zu regeln. Man kann doch nicht Jahre lang die ganze Last auf der Frau liegen lassen.“

Zum Glück gehört er zu denen, die, wenn die Dinge ihren ordentlichen Lauf gehen, bald zum Heimtransport kommen sollen.

Deutsche Gefangene erzählen von freundlicher Gesinnung ihrer französischen Umgebung

Versailles, 21. Juli 1918.

Gestern habe ich mich bemüht, vom hohen Berge meiner Schreibverpflichtungen (vor allem den Kriegsgefangenen und ihren Angehörigen geltend) möglichst viel abzutragen.

Der heutige Sonntag wurde dann zum Besuche einiger Arbeitskommandos in der Nähe von Versailles verwendet: Fontenay le Fleury, Ferme des Graviers, Petits Prés.

An einem dieser Orte konnte ich helfen, Steine des Zwistes, der Verärgerung, welche die Gefangenen sich selbst in den Weg gelegt, zu beseitigen.

Abgesehen von diesen Dingen, welche die Gefangenen anfänglich gegeneinander auf dem Herzen hatten, hatten sie nichts zu

klagen, jedenfalls nicht über die Behandlung durch die Franzosen. Und diese ihrerseits hatten nur Gutes über die deutschen Gehilfen in der Landarbeit, auch im Gewerbe, zu sagen, rühmten Zuverlässigkeit, Arbeitsgeschick und Arbeitsausdauer.

Einigen katholischen Gefangenen war noch in wohlthuender Erinnerung, dass man ihnen erlaubt hatte, an der Weihnachtsmesse, inmitten der französischen Gemeinde, teilzunehmen, dass sie da, an der Krippe Jesu, nicht als Feinde, oder doch Fremde, sondern als Gleichberechtigte betrachtet und behandelt wurden.

Im einstigen Hauptquartier des siegreichen Preussenkönigs

Während sonst an den Tagen der Besuche bei den Gefangenen oft Fastenzeit für mich war, gönnte ich mir heute eine richtige Mittagsmahlzeit, und das an einer Stätte von weltgeschichtlicher Bedeutung, im Hotel des Réservoirs, in welchem der König von Preussen im Kriege 1870/71 während Monaten sein Hauptquartier hatte. Eben gerade in der Zeit, da die Kriegsentscheidung zugunsten Deutschlands fiel.

Wird sich das wiederholen, werden noch einmal französische Unterhändler, als Geschlagene, hierher kommen müssen, um ein Friedensdiktat entgegenzunehmen?

Das erscheint jetzt nicht mehr sehr wahrscheinlich; denn Wilhelm I., Moltke, der Aeltere, Bismarck sind nicht mehr da — und haben Deutschland schon vor Kriegsbeginn und während des Krieges (gerade in den ersten entscheidenden Monaten) sehr gemangelt. Dafür ist den Franzosen während dieses Krieges etwas von dem zugefallen, was ihnen 1870/71 fast gänzlich fehlte: Staatslenker und Heerführer von klarem, weitem Blick und energischer Hand.

Es scheint in den Völkergeschicken die Ordnung zu bestehen, dass da eine Art Turnus, Wechsel, stattfindet und dass selten einem Volk auf lange Zeiten hinaus der Besitz von hochragenden Führern zufällt.

Es mag allerdings manchmal auch so sein, dass deren etliche eigentlich da wären, aber dass, unter besondern Umständen, sie nicht zu rechter Zeit hervortreten können, oder hervorgerufen werden und ihre besondere Gabe zu besonderer Aufgabe nicht zur Auswertung kommt.

Vielleicht beschäftigten meinen Tischgenossen, den französischen Dolmetscher für die deutschen Gefangenengruppen bei Versailles, ähnliche rückblickende Gedanken. Der noch junge Mann ist Historiker, aber auch noch Sprachforscher und entstammt der bekannten elsässischen Gelehrtenfamilie Matter. Aber von den Deutschen, von dem einst von Versailles aus diktierten Siegerfrieden, sprach er zunächst nicht.

Spannungen zwischen den Franzosen und den nord-amerikanischen Bundesgenossen

Hingegen hatte er verschiedenes betreffend die neuen Bundesgenossen, die Nordamerikaner, auf dem Herzen: „Ils auront tous les profits matériels, économiques de cette guerre et pour nous il y aura les lauriers, les honneurs.“ (In materieller und finanzieller Beziehung werden sie die Hauptprofitierenden bei diesem Kriege sein — und die Franzosen werden auf die Lorbeeren, die Ehren angewiesen werden.)

Sie machten schon jetzt punkto Verpflegung nicht geringe Ansprüche. Vor kurzem habe er es miterlebt, wie eine amerikanische Truppe in der Nähe eine Sendung ganz frischen französischen Soldatenbrotes, das wirklich sehr gut ist, entschieden zurückgewiesen hätte. Das ässen sie nicht. Man hätte dann von Paris per Auto ein Quantum extra weisses Brot für sie holen müssen.

Das sind ja wohl, wenn man will, Kleinigkeiten. Aber, ich glaube, die Franzosen werden diese refüsierte Brotsendung und ähnliches nicht so leicht verdauen können, wenn man's auch öffentlich zunächst nicht so zeigt.

Etliche der jungen soldatischen Vertreter eines in manchem noch etwas jungen Volkes leben vielleicht etwas stark im Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit als Retter Frankreichs — und da ist denn der Schritt zu einer gelegentlichen gewissen Ueberheblichkeit und Ungeniertheit nicht so weit.

Auf Deutschland kam mein Tischnachbar auch noch zu reden. Aber nicht auf das kriegführende Deutschland, sondern auf das Land der Wissenschaft, in dem er vor dem Kriege viele wertvolle Bereicherung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse geholt habe. — Er erwähnt unter anderem einen akademischen Lehrer für Ro-

manistik, der punkte Kenntnis des Französischen, auch der meisten Dialektsprachen, jedem Professor der Sorbonne in Paris gewachsen sei; das auch in dem sehr heiklen, schwierigen Punkte der Aussprache, des „Accent“, wobei bei ihm in gar keiner Weise der Deutsche zum Ausdruck komme.

Die Schätzung solch hoher, wissenschaftlicher Tätigkeit, und seine Dankbarkeit für das in Deutschland in dieser Beziehung einst von ihm Gefundene, werde durch das Kriegsgeschehen bei ihm nicht durchgetan.

Unter den deutschen Verwundeten der zweiten Marneschlacht Dienst als Samariter, Dolmetscher und Seelsorger

Paris, 23. Juli 1918.

Gestern fand ich im Militärspital Val de Grâce die ersten deutschen gefangenen Verwundeten von der zweiten Marne-Schlacht und von den Kämpfen um Soissons am 18. dies. Die waren schon alle richtig verbunden, lagen in saubern Betten und hatten sich körperlich und seelisch schon ein wenig vom Schlimmsten, das die Schlacht gebracht hatte, erholt.

Ein ganz anderes Bild trat mir heute im Hôpital du Panthéon entgegen. Gerade vor meiner Ankunft dort war ein grösserer Transport von Verwundeten von den Schlachtfeldern der nahen Front hergebracht worden. — Dort war nur das Notwendigste möglich gewesen von ärztlicher Hilfeleistung und Verpflegung. Einigen, welche allem nach zunächst gar nicht gefunden worden waren und einige Tage und Nächte auf dem Schlachtfeld liegen geblieben waren, hatte auch dieses Notwendigste gefehlt.

Ihr Anblick und Zustand war denn auch dementsprechend. Hier kam es mir zum erstenmal unverhüllt zum Bewusstsein, wie es nach einer Schlacht bei einem Teil der Soldaten aussieht, welche daran teilgenommen haben, verwundet worden sind und denen noch keine eigentliche Hilfe hat zuteil werden können. Eine eingehende, anschauliche Beschreibung dessen, was man da sieht, auch etwa riecht, könnte leicht dem Unvertrauten als etwas Uebertriebenes vorkommen — und doch hätte in Wirklichkeit die Feder wohl weniger ausgedrückt, als den Tatsachen entspräche.

Ich merkte da gleich: Neben den Seelsorgerdienst, vielleicht so-

gar zunächst noch vor denselben, muss der Samariterdienst treten. — Das auf diese und jene Weise. Wasser, Tee und Fleischbrühe waren zur Verteilung bereit, aber zu wenig Sanitätsmannschaft, um bald allen sehnsüchtig Wartenden das Ihre zu bringen. Da war zunächst Mithilfe nötig. Sie war aber gar nicht immer einfach vorzunehmen. — Mit einer Tasse Tee trete ich zu einem, der schrecklich stöhnt und durch Zeichen zu verstehen gibt, er sollte bald drankommen. Aber wie ich ihn ansehe, erschrecke ich. Die mittlere und untere Gesichtspartie, wo bei den gewöhnlichen Menschen Nase, Mund und Kinn sich befinden, ist bei ihm nur eine grosse, zerfetzte Oeffnung, wie mir schien, ohne Zunge, Zähne und Lippen. Da war eine Tasse unbrauchbar. Zum Glück finde ich eine gebogene Glasröhre und kann so dem Dürstenden Tropfen um Tropfen in die vorhandene Oeffnung hineinträufeln. — Einem, der noch auf der Tragbahre lag, hielt ich eine Gamelle mit Fleischbrühe hin und wollte dann gleich zum nächsten weitergehen — aber er sagt: „Ich kann's Ihnen nicht abnehmen.“ — Wie ich ihm den blutbefleckten Kaput zurückschlage, begreife ich das Warum: Beide Arme sind dem Beklagenswerten weit oben abgerissen. Da muss man ihm wie einem kleinen Kinde zu essen geben. Da liegt einer mit zerschmettertem Bein im Bett, will aber in der Aufregung auf und davon. Ein anderer in ähnlich-seelischer Verfassung will seine Verbände abreißen. Da muss man sie von solchem Unterfangen abhalten und zugleich mit einem beruhigenden Wort versuchen, sie wieder etwas zur Fassung zu bringen. Dieses Letztere wäre dem Sanitätspersonal nicht so leicht möglich, da niemand von ihnen deutsch versteht. — So gehört zum Samariterdienst dieses Tages auch das Dolmetschen. Der Chefchirurge lässt mich in den improvisierten Operationssaal rufen, wo neben andern einer mit aufgerissenem Unterleib und übel zugeordneten wichtigen Organen liegt. Den soll ich deutsch manches fragen und es dann französisch den Aerzten weitersagen. Ich muss mich wundern, wie ruhig und besinnt der schrecklich Verletzte Bescheid gibt.

Hat wohl der gewaltige seelische Schock des Schlachterlebens einen Teil des Schmerzempfindungsvermögens bei ihm ausgelöscht? Es wäre eine gnädige Sache, wenn dem so wäre!

Als ich wieder in einen der Verwundetensäle kam, winkt mir einer, an sein Bett zu kommen. Er nennt seinen Namen: „Feld-

webel T. aus Augsburg. „Ich habe viel durchgemacht: drei Revolver-schüsse habe ich bekommen, zwei Bajonettstiche, zwei Granat-splitter im Leib — und noch Gasvergiftung. Wer so viel durch-gemacht hat, der muss so schnell als möglich heim,“ fügte er hin-zu — wohl schon von Fieber- oder Schwäche-Phantasie erfasst.

Und dann plötzlich, im Gedanken an seine dienstliche Verantwor-tung: „Wo ist meine Kompanie? Ich kann sie nicht mehr fin-den und zum Sammeln bringen. Könnten Sie mir vielleicht dabei helfen, Herr Feldprediger?“ Darob, dass ich mich neben ihn setze, seine Hände erfasse, einige Worte aus dem Psalm 23 und ein kur-zes Gebet spreche, wird er nach und nach ruhiger. Mehrmals wiederholt er leise für sich die Psalmworte: „Ich fürchte mich nicht, denn Du bist bei mir.“

Etwas später sollte er zur genaueren Untersuchung und Behand-lung der vielfachen Verletzungen in das Operationszimmer ge-bracht werden. Zwei französische Sanitätler wollten ihn tragen „Bitte nicht anrühren,“ sagte er, „mein Leib ist so zerrissen, dass ich es nicht aushalten würde.“ Und nun geht's am ehesten so, dass er sich selber hinschleppt, indem wir ihn etwas stützen, so zart anfassend als möglich.

Die Begriffe, welche die Verwundeten selber betreffend den Grad der Verwundung bei ihren Kameraden haben, sind etwas ungewöhnlich. Einen, der mit zerschmettertem Bein, das dann gleich amputiert wird, da liegt, bezeichnen sie mir als „leicht-verwundet.“

Ich selber erlebe merkwürdiges in diesem Stück. — Da ist einer, an dem nichts anderes wahrnehmbar ist, als eine kleine, schon zuheilende Stirnwunde (er weiss auch selber von keiner andern Verletzung). Er hat ein verhältnismässig normales Aussehen. Er erzählte mir ruhig von Heimat und Familie am Ostseestrand und ich versprach ihm, dorthin raschen Bericht zu geben, dass er mit einer leichten Verletzung gnädig davon gekommen sei. Nach kurzem Gespräch mit seinem Bettnachbarn wende ich mich dann wieder zu ihm, dass er mir noch eine Frage wegen der genauen Adresse der Seinigen beantworte. Es kommt aber keine Ant-wort — und ich sehe mit Erstaunen, dass er in aller Stille in das Land abgeschieden ist, aus dem die Vorausgegangenen uns auch auf die dringendsten Fragen ohne Antwort lassen müssen. Ein plötzliches Auslöschen des Lebenslichtes, ohne dass irgendwelches

mühsames, unsicheres, das Ende ankündigendes Flackern desselben vorausgegangen wäre!

Vorhin hatte ich einen sagen hören: „Wenn man so viel durchgemacht hat, wie wir, wenn man durch so viel Entbehrungen, durch so viel Schrecken und Grauen der Schlachten hindurch musste, so hält man nichts mehr aus, nicht einmal mehr eine leichte Verletzung.“ — Traf das vielleicht hier zu?!

Ein anderer Ausspruch eines Verwundeten: „Gott sei Dank, dass man hier ist in Gefangenschaft und in guter Pflege — nicht mehr an der Front. Da bleibt man doch am Leben und kann seiner Familie später wieder etwas sein. Auf Elsass-Lothringen, darum doch vor allem gekämpft wird, könnte ich an meinem Teil verzichten. Was hilft's, das absolut festhalten zu wollen, wenn darob alles zugrunde geht, die an der Front und die zu Hause?!“

Weitere Besuche bei den deutschen Verwundeten im Lazarett Panthéon

Paris, 25. Juli 1918.

Gestern, nach einem zweiten kürzern Besuch im Lazarett Panthéon, fast den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen, um einen Brief nach dem andern an die Angehörigen der dort besuchten deutschen Verwundeten zu schreiben.

Heute bin ich wieder in diesem Lazarett gewesen. Mit dem Feldwebel T. geht es deutlich dem Ende zu. Seine Gedanken sind schon weitgehend über das leibliche Elend hinausgehoben und in andern, bessern Regionen. Er fragt mich: „Woher kommt es, dass meine Frau da, ganz nahe, hinter der Türe steht und auf mich wartet, um mich heimzubringen, und dass es mir vorkommt, ich sei nur eine halbe Stunde von zu Hause entfernt. Und doch weiss man ja, dass Augsburg von Paris mehr als 1000 km entfernt ist.“

Den Verwundeten mit dem aufgerissenen Unterleib und der so schlimmen Blasenverletzung habe ich nicht mehr lebend vorgefunden.

Bei einigen mit schweren Kopfschüssen ist ein Zustand halbseitiger Lähmung wahrnehmbar. Andern geht es deutlich besser.

Der französische Lazarett-Kommandant berichtet mir, bei der letzten deutschen Offensive an der Marne seien eine Anzahl best-eingerichteter französischer Lazarette hinter der Front dem Bom-bardement zum Opfer gefallen und deshalb seien viele französische und deutsche Verwundete recht spät zur notwendigen Hilfe ge-langt.

Paris, 26. Juli 1918.

Fast den ganzen Tag im Militärspital Val de Grâce bei den deutschen Verwundeten zugebracht.

Als ich mich beim Oberarzt, Sanitäts-Oberstleutnant D., an-melden wollte, fand ich das ganze ärztliche Personal des grossen Spitals um ihn versammelt. Als die Herren abgegangen waren, erklärte er mir, es sei der Abschied von ihnen und seiner mili-tärischen Stellung und Aufgabe gewesen, da er in Pensionszu-stand versetzt worden sei. Nun möchte er auch von mir Ab-schied nehmen und mich noch um einen Rat bitten. Er habe an das Savoier Städtchen Evian am Genfersee als Ruhestätte ge-dacht und wüsste gerne, was mir über Land und Leute dort be-kannt sei, wie die äussern und innern Existenzmöglichkeiten dort sein möchten? Für einen bis dahin so tätigen und noch tätig-keitsfreudigen Mann könnte es in diesem, ausserhalb der kur-zen Saisonzeit, etwas stillen und toten Städtchen vielleicht der Stille fast etwas zu viel sein.

Ich habe den Eindruck, dass ihm diese Wendung seines Le-bens, die er jedenfalls nicht gesucht hat, recht nahe geht. — Mit seiner etwas kurzangebundenen Art hat er wohl da und dort anstossen mögen. Für mich war das kein Hindernis guten Aus-kommens in diesen zwei Jahren. Es wäre ihm leicht gewesen, mir für die Erfüllung meiner Aufgabe in diesem Hause, in dem er fast allmächtig war, allerlei in den Weg zu legen. — Er hat in zunehmendem Zutrauen und Entgegenkommen eher das Ge-genteil getan, manches erleichtert. Er hat auch, was noch wich-tiger war, dafür gesorgt, dass den deutschen Verwundeten, seinen Landesfeinden, in der Hauptsache die gleiche Pflege zukomme, wie den französischen Verwundeten.

In der Abteilung der deutschen Verwundeten habe ich viele Neuangekommene gesehen. Darunter auch Gasvergiftete. Den An-

blick zweier unter ihnen, bei denen ein Brechanfall und Erstikungsanfall den andern ablöste, werde ich kaum je vergessen.

Die Wirkung dieser Giftgase hätte zuerst am Erfinder und an denen, welche ihre Verwendung im Kriege veranlassten, ausprobiert werden sollen!

Wie die grosse Ueberrumpelung am 18. Juli vor sich ging

Unter den leichter Verwundeten bin ich vor allem ins Gespräch gekommen mit einem sehr aufgeweckten jungen Manne, namens K., zu Hause Student der Kameralwissenschaften. Er wusste sehr anschaulich von jenem für die Deutschen so verhängnisvoller 18. dieses Monats zu erzählen, an welchem aus dem Walde von Villers Cotterets, wo alles still und ohne Gefahrdrohung zu sein schien, der gewaltige, sorgfältig vorbereitete Gegenstoss der 10. Armee Mangin mit einigen amerikanischen Einheiten kam.

„Beim Morgengrauen kamen sie, ohne irgend eine Artillerievorbereitung, mit ganzen Mengen von Tanks auf uns los. Direkt gegenüber uns waren es vor allem Amerikaner. Wir konnten gegenüber diesen kräftigen, jungen Leuten, die noch keine jahrelange Kriegszermürbung an Leib und Seele durchgemacht hatten, nichts ausrichten, wurden über den Haufen geworfen und zum grössten Teil gefangen genommen. Man merkte deutlich, dass unsere Gegner ohne Rücksicht auf Verluste angesetzt wurden und dass sie, ohne viel Deckung zu suchen, einfach vorwärts rannten. Dann mussten viele von uns Gefangenen, unverwundete und verwundete, vier Tage und Nächte im Freien ausharren, bis ein amerikanischer Sanitätszug kam und uns aufnahm. Die Amerikaner waren sehr nett zu uns, gaben uns gleich von allem, was sie hatten, Schokolade, Cakes, Rauchartikel. Hier im Spital sahen die Franzosen auch sehr gut zu uns. Das Essen ist ganz wunderbar. Zu Hause sagten sie uns, es ginge auch den Franzosen punkto Essen schlecht und doch hielten sie aus. Nun sehen wir, dass das gar nicht stimmt. Auch an der Front war es schliesslich bei uns übel bestellt mit der Verpflegung. Mittags Suppe mit oft ganz wenig Fleisch drin. Abends: Brot und Marmelade; hie und da etwas Butter. Es ist Zeit für uns Deutsche, zu Hause und an der Front, dass es wohl nun bald Schluss wird.“

Paris, 27. Juli 1918.

Ob es, trotz der strengsten Grenzsperrre, für mich doch in nächster Zeit eine Herauskommensmöglichkeit aus Frankreich geben wird, das ist noch nicht gewiss, wie ich eben auf der Grenzpolizei-Abteilung des Auswärtigen Amtes erfahren habe. Gegenwärtig werden nur die diplomatischen und militärischen Vertreter der Alliierten durchgelassen, aber nicht die Diplomaten der neutralen Mächte. Die Entscheidung betreffend meine Person wird abgestellt werden auf das „Leumundszeugnis“, das mir das Kriegsministerium ausstellen soll.

Während der Wartezeit in dieser Abteilung der Geheimen Polizei fällt mir eine ältere, gutgekleidete Dame auf, die mit mir eingetreten ist und die in diesen sonst wenig zugänglichen Räumen verkehrt, wie wenn sie hier ganz zu Hause wäre. Es ist nicht undenkbar, dass sie irgendwie im Dienste der polizeilichen Fremdenüberwachung steht und da Angeberdienste leistet. Da gibt es jetzt viel Arbeit, und Damen mögen ganz geeignet sein, einen Teil derselben zu verrichten.

Meine Aufgabe hat in diesen Tagen eine kleine Erweiterung erfahren, indem nun auch Landsleute sich einfinden, nicht gerade für materielle Hilfeleistung, aber um Rat und Verständnis zu suchen in allerlei persönlichen, delikaten Angelegenheiten, auch in Schwierigkeiten familiärer Art, wie sie sich aus den ungewöhnlichen Zeitverhältnissen ergeben können. Einer dieser Besucher hat mir dann selber wohlgetan durch das tapfere, getroste Vertrauen, mit dem er den jetzt in sein Leben getretenen nicht geringen Schwierigkeiten gegenübertritt und ihre schliessliche Lösung und Beseitigung als etwas ganz Gewisses erwartet.

Paris, 27. Juli 1918.

Im Lazarett Panthéon habe ich mehrere Betten anders besetzt gefunden, auch das des Feldwebels T. Für ihn bedeutete der Tod ein gnädiges Herausgeholtwerden aus grösstem leiblichem Elend. Aber, als ich mich in meinem Quartier hinsetzte, um der Frau, der ich in einem frühern Brief noch etwas Hoffnung machen konnte, seinen Tod mitzuteilen, da habe ich mehrmals die Feder wieder abgelegt, weil ich zunächst die Worte nicht recht fin-

den konnte, die mir schonend genug vorkamen zur Mitteilung der schweren Botschaft.

Ein um die deutschen Verwundeten sehr besorgter französischer Chirurg

Paris, 30. Juli 1918.

An den beiden letzten Tagen habe ich manches Erfreuliche erlebt. Die im Hilfslazarett Villemin (früher ein Kloster) untergebrachten deutschen Verwundeten werden wohl fast alle genesen und ihre Heimat wiedersehen. Es sind auch ganz besonders günstige Verhältnisse da für sie: In hohen Räumen — bei nicht sehr starker Belegung — steht jedem ein gehöriges Quantum Platz und Luft zur Verfügung.

Der Chefarzt, Professor der Chirurgie, dessen Bekanntschaft mit meinem chirurgischen Bruder mir die Kontaktnahme sehr erleichterte, hat sich selber die Behandlung der verwundeten Deutschen reserviert. Er hat sein Quartier ganz im Lazarett genommen, um auch nachts Hilfe zu bringen, oder anordnen zu können. Wohltuend war es auch, die Bekanntschaft seiner Frau zu machen, der Präsidentin des Bundes französischer Frauen. Sie hat einen grossen Bestand Rauchmaterial erhalten für die französischen Verwundeten. Davon hat sie aber, da der Sachen genug da sind, einen Teil in zarter Weitherzigkeit für die deutschen Verwundeten bei Seite gelegt.

Die beiden haben den einen ihrer Söhne im Krieg verloren; darum sagten mir ihre barmherzigen, sorgfältigen Bemühungen um die verwundeten Deutschen um so mehr.

Weiter wohltuend war, wie diese geprüfte Mutter mir gar nicht von ihrem eigenen Leide sprach, sondern nur von dem der unzähligen französischen kriegsheimgesuchten Familien, deren sich der von ihr geleitete Frauenverband annimmt.

Eine andere erfreuliche Sache ist, dass von Hause endlich der lange unterwegs steckengebliebene Bericht angelangt ist mit beruhigenden Nachrichten über den Gesundheitszustand in Gemeinde und Familie.

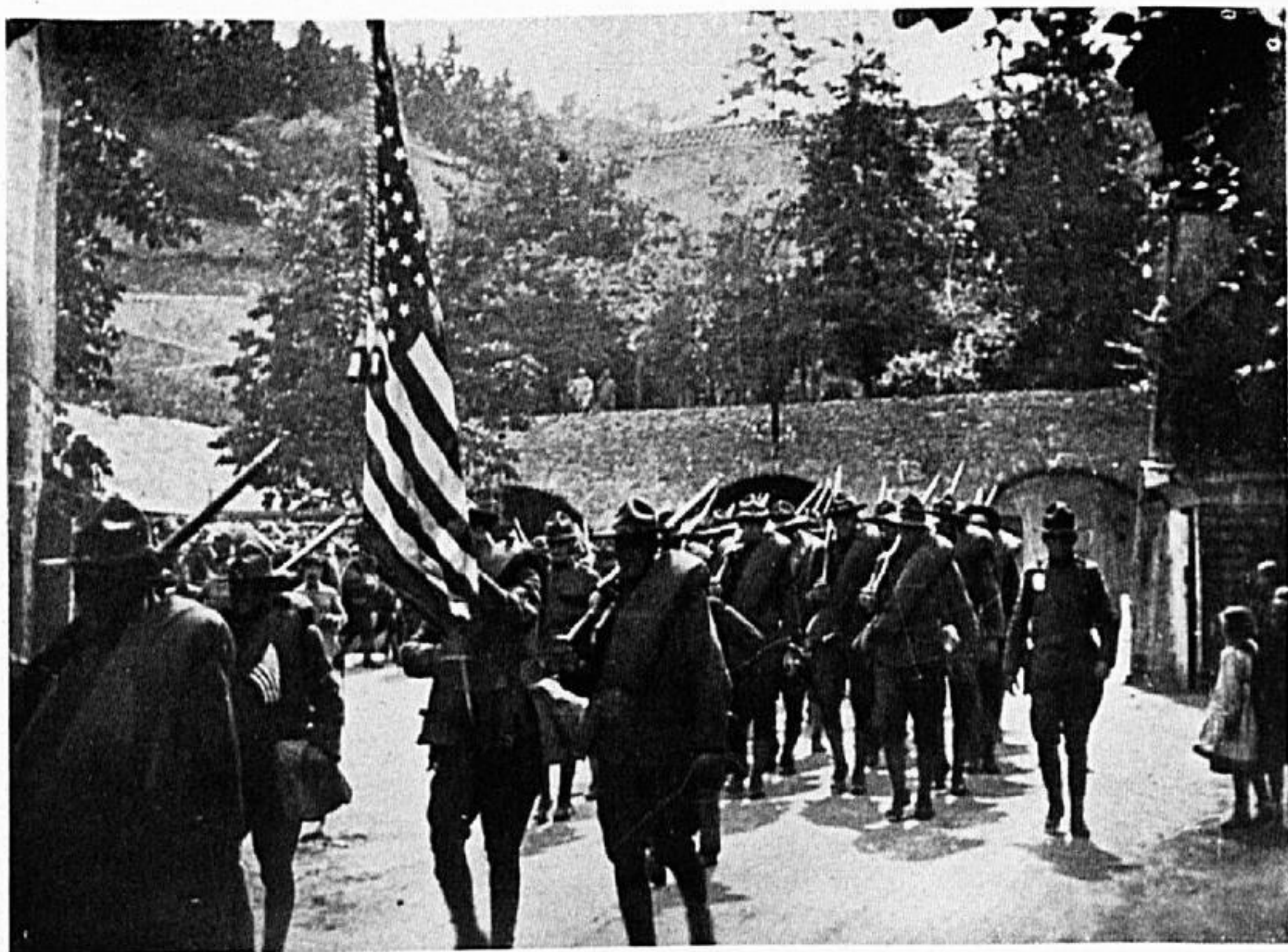
Eine gute Sache ist es ferner, dass mir auf dem Auswärtigen Amt heute die Eröffnung gemacht wurde, dass ich die Grenze



Oben: Deutsche internierte Soldaten nach dem Gottesdienst vor dem Kirch-
lein von Schüpfheim

Mitte: Deutsches Internierten-Ehepaar nach der Trauung vor dem Pfarrhaus
Trubschachen

Unten: Gottesdienstraum der französischen protestantischen gefangenen
Offiziere im Fort Ingolstadt mit dem Prediger, Sergeant Westphal



Die Nordamerikaner auf dem Anmarsch
(Seite 286)



Gefangene deutsche Offiziere im Lager Moulins
(Seite 253)

zu jeder Zeit für mich offen finden würde. — Die Mitteilung erfolgte, nach vorheriger etwas kühler Zurückhaltung, nun in auffallend verbindlicher Weise, was annehmen lässt, dass vom Kriegsministerium aus ein besonders gutes Wort in dieser Sache eingelegt wurde.

Amtliche Warnung vor Kundgebung von Kriegsmüdigkeit

Im Lazarett Villemin habe ich mir in der Abteilung für französische Verwundete eine an der Wand angebrachte Inschrift notiert: „Défense absolue de prononcer ici aucune parole de découragement, de lassitude ou de critique.“ (Es ist strengstens untersagt, hier irgendein Wort der Mutlosigkeit und Entmutigung, der Kriegsmüdigkeit, der Kritik auszusprechen.)

Ist das wohl in allen französischen Kriegslazaretten angeschlagen? Ist's wohl möglich, auf diese Weise das Weitergreifen des Kriegsmüdigkeits-Bazillus zu verhindern, wie man etwa Schutzmassnahmen gegen den Cholerabazillus treffen kann?

Was geschieht denen, welchen Verfehlung gegen dieses Gebot nachgewiesen werden kann? Strafverfügung und Strafvollzug gegen Verwundete, vor allem Schwerverwundete, ist bekanntlich eine etwas schwierige Sache.

Neue starke Spannungen in Kriegsgefangenensachen zwischen Frankreich und Deutschland

Paris, 31. Juli 1918.

Das war heute eine lange Besprechung auf dem Kriegsministerium mit dem Chef der Kriegsgefangenenabteilung, Herrn C. Sie galt den bedenklichen Schwierigkeiten, welche bei der Ausführung des kürzlich abgeschlossenen Gefangenen-Heimschaffungsvertrages schon entstanden sind. Die Franzosen haben eine Klage-liste vorzulegen von nicht weniger als 13 Punkten gegen die Deutschen, welche in all diesen Punkten vertragsbrüchig seien.

Ich werde gebeten, mündlich betreffend all das bei der Kriegsgefangenenabteilung der deutschen Gesandtschaft in Bern vorstellig zu werden. Die Franzosen hielten sich streng an das Abkommen; auch da, wo es für sie nachteilig sei. Sie entliessen

aus der Gefangenschaft auch solche, welche ihnen als Spezial-Arbeiter in technischen Betrieben noch nützlich sein könnten, während die Deutschen immer wieder Arbeitsunfähige zum Abtransport brächten, dafür aber Arbeitsfähige, die das Recht auf Heimschaffung hätten und an der Reihe wären, zurückbehielten.

All das schaffe bei den Benachteiligten und ihren Familien in Frankreich grosse Verbitterung und die Regierung, vor allem das Kriegsministerium, werde mit Protesten von allen Seiten bestürmt, dringend aufgefordert, gegenüber Deutschland da zum Rechten zu sehen. Frankreich könnte genötigt werden, den Vertrag wegen Nichterfüllung zu kündigen. Seine segensreichen Wirkungen seien übrigens bereits teilweise ausgeschaltet.

Ich denke, das, was in dieser Angelegenheit in Bern zu unternehmen sein wird, das wird wohl das Letzte sein, was ich für die Kriegsgefangenen der beiden Länder werde tun können. Die Rücksicht auf Gemeinde und Familie legt doch den gänzlichen Verzicht auf diese Aufgabe immer mehr nahe. Von dieser Absicht habe ich Herrn C. auf dem Kriegsministerium auch Kenntnis gegeben. Er wollte auf diesen Gedanken nicht recht eingehen. Die französische Regierung würde nach meinem Wegzug keinem andern in gleicher Eigenschaft den Zutritt zu den Gefangenen und den ungehinderten Verkehr mit ihnen gestatten. Ich solle doch eine Fortsetzung der Aufgabe noch einmal in Erwägung ziehen. Dabei hatte er sehr herzliche Worte über das zwischen uns entstandene Vertrauensverhältnis. Das habe dem Kriegsministerium ermöglicht, mir für die Ausübung dieser so sehr delikaten Mission und Aufgabe gar manche Freiheit und Erleichterung zu gestatten, die sonst in Kriegszeiten einem ausländischen Abgesandten nicht leicht gewährt würden.

Ein baldiger Beginn der Verhandlungen in Bern mit den Deutschen scheint bei der grossen Verfahrenheit der Situation sehr wünschbar. Darum soll es nun an die Heimreise gehen. Sie kann aber nur auf einem ziemlichen Umwege vor sich gehen. Denn auf einen telegraphisch gekommenen dringenden Wunsch des preussischen Kriegsministeriums soll ich vorher noch einen vor französisches Kriegsgericht gestellten deutschen Offizier besuchen und sehen, was sich für ihn, der vielleicht geisteskrank geworden ist, tun lässt. Das wird mich ganz nach dem Süden, nach Carcassonne führen, wo er in Haft sein soll.

Wie ein französischer Offizier den richtigen Ton findet gegenüber einem unzufriedenen Soldaten

Unterwegs zwischen Paris und Carcassonne,
31. Juli/1. August 1918.

Meine Reisegefährten im Nachtzug waren während längerer Zeit ein französischer Artillerie-Oberleutnant und ein kriegsverwundeter Soldat, der auf Erholungsurlaub nach Hause reiste. Wir überliessen diesem natürlich den bequemsten Platz, wofür er recht dankbar war. Aber er hatte sonst über vieles in sehr aufgeregter Tonart zu klagen. Ueber diese und jene Zustände an der Front, über Behandlung durch gewisse Vorgesetzte, über ungeeignete Pflege im Lazarett, die nicht seiner Verwundung entsprechend gewesen sei — und noch über manches mehr.

Ich war gespannt, wie der Offizier sich dazu einstellen werde? Er konnte, sich schlafend stellend, die heftigen Ausfälle des Soldaten ignorieren. Er konnte auch, ohne auf irgend etwas einzugehen, im Blick auf seine Galons den Mann mit einigen scharfen Worten in den „Senkel“ stellen, ihm Schweigen gebieten. Er liess sich aber ganz ruhig, wie etwa ein älterer, erfahrener Kamerad gegenüber einem jüngern, in ein Gespräch mit ihm ein, liess einiges von dem, was er kritisierend vorbrachte, als vielleicht begründet gelten, betreffend anderes erinnerte er ihn daran, dass manches Unerfreuliche, was jetzt ein Kriegsteilnehmer erlebe, nicht immer auf den bösen Willen anderer, auch nicht der militärischen Vorgesetzten, zurückzuführen sei, sondern auf die schweren Kriegsumstände, an denen von niemandem etwas geändert werden könnte, die auch von den „Höheren und Höchsten“ unter den Offizieren manches Opfer, manches Ertragen und Verzichten forderten.

Ob diesen in ruhig-bestimmtem, aber zugleich freundschaftlichem Ton gemachten Vorhalten beruhigte sich der Mann zusehends und gab zu, man könne in der Tat die Dinge auch in diesem Lichte ansehen und annehmen. Diese in diesem Fall gewiss richtige Behandlung (der Offizier war nicht der direkte Vorgesetzte des Soldaten) war um so bemerkenswerter, als der Artillerie-Oberleutnant jedenfalls von jüngern Jahren war, als der andere, der bei uns wohl zur Landwehr gehören würde. — Aber er machte den Eindruck eines Menschen, der sich selber beherrschen kann,

der zu einer gewissen Reife gelangt ist und deshalb fähig ist, Autorität über andere zu haben und ihnen ein Erzieher zu sein.

Der französische Offizier spricht sich über die Nord-amerikaner aus

Seinen Vorgesetzten mussten seine erzieherischen und militärischen Fähigkeiten bekannt sein. Er war von ihnen für längere Zeit zur weitem Ausbildung der Mannschaften und vielleicht teilweise auch Offiziere einer amerikanischen Batterie abkommandiert worden. Eine interessante, aber auch etwas delikate Aufgabe, wenn man an das nicht geringe Selbstbewusstsein mancher dieser Krieger von jenseits des Wassers denkt.

Von dieser Tätigkeit wusste er, als wir dann allein im Wagen waren, manches Bemerkenswerte zu erzählen: Der amerikanische Soldat, vor allem derjenige der Spezialtruppen, sei stark auf selbstständiges Handeln eingestellt und habe ein grosses Unabhängigkeitsbedürfnis. Damit müsse gerechnet werden; aber, wenn man ihn richtig zu nehmen und zu instruieren wisse, so käme man ganz ordentlich fort mit diesen Bundesgenossen.

Was fehle, das seien, gerade bei der Artillerie, richtig ausgebildete Stäbe und anderseits Mannschaften, die mit Pferden umzugehen wüssten. — Ueber letztem Punkt konnte er von einem eigenartigen Erlebnis berichten:

Er hatte feststellen müssen, dass ein Trainsoldat dieser Batterie während zweier Tage seinen Pferden kein Wasser gab. Darob zur Rede gestellt, sagte der, er hätte vorher nie mit Pferden zu tun gehabt und gar nicht gewusst, dass ein Pferd regelmässig getränkt werden müsse.

Mit Motoren wüssten sie meist vorzüglich umzugehen (die zwar meist auch ziemlich regelmässig der Wasserzufuhr bedürfen); aber nach den Erfahrungen des Krieges könne man bei der Artillerie doch noch nicht ganz ohne Pferdezug auskommen; man bleibe, wenn man nur motorisiert fahre, zu sehr an den Marschstrassen kleben.

Sehr rühmte mein Gewährsmann die Amerikaner als Eisenbahnspezialisten. Sie hätten im Kriegsgebiet und hinter demselben in erstaunlich kurzer Zeit Bahnlinien erstellt, oder zerstörte Linien wieder in Stand gestellt.

Marschall Foch als Redner

Eine Zeitlang gehörte er einer von Foch geführten Armee an. Von ihm sagte er, seine grosse Führerbefähigung sei schon längere Zeit vor dem Krieg bekannt gewesen. Als Redner habe er sich nie eigentlich hervorgetan. Die längste Rede, die er seinerzeit von ihm gehört habe, habe in bezug auf den Krieg den Wortlaut gehabt: „Ce sera encore long, très long; ce sera encore dur, très dur.“ (Das wird noch eine lange, sehr lange Sache sein; es wird dabei noch mühsam, sehr mühsam zugehen!)

Pétain sei schon vor dem Kriege sehr geschätzt gewesen als Lehrer von grösster Klarheit und Präzision an der „Ecole militaire“.

Ein deutscher Offizier rühmt die Korrektheit eines französischen Kriegsgerichtes

Carcassonne, 1. August 1918.

Die Zitadelle, wo jener deutsche Offizier, dem meine Reise gilt, eingesperrt sein soll, ist nicht schwer zu finden. Sie ist von so gewaltigen Ausmassen und beherrscht mit ihren vielen Türmen so sehr das Stadtbild, dass man sie nicht übersehen und verfehlen kann. Welch gewaltige Bauwerke haben doch im Mittelalter die Wehrmacht und die Kirchenmacht zustande gebracht!

Den Gesuchten habe ich in dieser Riesenfestung nicht gefunden; er ist zur Aburteilung nach Montpellier gebracht worden. — Es sind aber andere deutsche Offiziere da, für welche die Festung als Straflager dient. Es sind meistens Disziplinarvergehen, welche hier gesühnt werden: Widersetzlichkeiten, Beschimpfung französischer Militärpersonen. Der Wortführer der deutschen Offiziere, Leutnant Graf von N., erkennt aber an, es sei vor dem französischen Kriegsgericht für ihn und seine Kameraden sehr korrekt zugegangen. Als sie erklärt hätten, als deutsche Offiziere könnten sie vor einem französischen Kriegsgericht keinen Eid leisten, habe man sie nicht schikaniert.

Sein persönliches Vergehen sei übrigens nicht gerade schwer gewesen: ein etwas massives Wort in einem Augenblick der Unbeherrschtheit.

Da machte einer der andern Offiziere die Bemerkung: „Die

Uebertretungen erfolgen sehr oft aus einem Zustande nervöser Ueberreiztheit. Dann wird man eingesperrt. Ob der Eingeschlossenheit, Untätigkeit, ob dem Mangel an Bewegung kommen neue Schübe von Nervosität und Temperaments-Ausbrüchen — und auf diese neuen Verfehlungen, neue Freiheitsstrafen. Eine unheilvolle Kreisbewegung!“

Als ich dann gegenüber dem französischen Festungskommandanten manches von den unerquicklichen Erlebnissen mit den deutschen Offizieren in diese Beleuchtung stellte, zeigte er sich nicht ohne Verständnis und versprach die Einrichtung eines Sportplatzes innerhalb des grossen Festungsareals für seine Gefangenen fördern zu wollen. So wird bald frische Luft und Bewegungsmöglichkeit manchem, wenn auch nicht jede Hilfe, so doch eine gewisse Hilfe und Entspannung bringen.

Ueber den von mir gesuchten Oberleutnant B. konnte mir einer seiner Kameraden ganz dienliche Auskunft geben. — Er sei gleichzeitig mit ihm in Haft gewesen und habe viel mehr den Eindruck eines im Gemüt Angegriffenen, als eines absichtlich sich Verfehlenden gemacht.

Ein Land ohne Milch

Eine einfache Französin sagt Gutes über die Deutschen

Auf dem Rückweg von der Zitadelle ins Hotel hatte ich das Gefühl, die Luft bestehe nur aus Staub und Hitzewellen. Es ging fast an die Grenze des Erträglichen. Meine Bitte nach einem Glas Milch erweckte Erstaunen und lag ausser aller Möglichkeit der Befriedigung. — Das sei in ganz Carcassonne jetzt wohl kaum aufzutreiben. — Ich habe allerdings auf meinem Gang in der Umgebung der Stadt kein Flecklein Graswuchs gesehen, das auch nur eine Ziege hätte ernähren können.

Von was leben hier wohl die kleinen Kinder und die auf Milch angewiesenen Magen- und Nierenkranken?

Die junge Hoteliers-Frau, deren Mann an der Front steht, bringt das Gespräch auf Krieg und Frieden. — „Il paraît, que les Allemands voulaient s'arranger avec nous. Pourquoi n'a-t-on pas voulu? Ce n'est pas bien.“ (Es scheint, dass die Deutschen mit uns Frieden machen wollten. Warum wollte man unserseits nicht? Das war nicht recht!)

Solche Gedanken sind nicht unbegreiflich bei einer Frau, welche nun vier Jahre lang die ganze Geschäftslast allein tragen und Tag um Tag um das Leben ihres Mannes bangen musste. Die Frau äusserte dann noch, die Deutschen müssen doch auch ihre guten Eigenschaften haben. — Dass man dort nun vier Jahre so viel Entbehrungen auf sich genommen habe, ohne sich mehr dagegen aufzulehnen, das sei zum Verwundern und Bewundern.

Wenn man mit den Leuten aus dem Volke diesseits und jenseits des Rheins zu reden kommt, so ergibt sich wirklich der Eindruck: Das fatale Wort vom „Erbfeind“ (Frankreich Deutschlands Erbfeind und umgekehrt) ist kaum von ihnen aufgebracht und immer wieder „aufgewärmt“ worden; das kommt doch eher aus dem Munde und aus der Feder von gewissen Männern der Politik, gewissen Geschichtsschreibern und Zeitungsschreibern. Dieses „Erbfeind“-Wort wird aber gewiss nicht das letzte Wort sein.

Ein gemütskranker deutscher gefangener Offizier

Montpellier, 2. August 1918.

Hier endlich den gesuchten deutschen Offizier gefunden — in einer Gefängniszelle, die aber ziemlich geräumig und ordentlich ausgestattet ist. Oberleutnant B. gehört jedenfalls zu den ersten Gefangenen des Krieges. Seine Gefangenschaft datiert schon vom 18. August 1914. Das ist eine lange Zeit! Innerhalb derselben hat er fünf Fluchtversuche unternommen. Nach jedem derselben wurde er wohl enger eingetan und schärfer bewacht.

„Ich bin von Natur aus etwas starrköpfig und von raschem Temperament und konnte mich immer weniger in eine solche Existenz finden. Es kamen so bald Vergehungen gegen die Disziplin, dann Strafen, darauf wieder neue Verfehlungen und neue Strafen. Und nun bin ich völlig erledigt in meinen Nerven; wenn ich noch einmal heim kommen sollte, wird man mich doch als Offizier nicht mehr brauchen können“ (er ist Berufsoffizier). Aus wirklicher Ueberzeugung heraus suchte ich ihm gerade die Zukunft in einem andern Lichte zu zeigen. Dann längere Unterredung mit dem französischen Justiz-Hauptmann, der vor Kriegsgericht als Rapporteur, Vertreter der Anklage, amtiert hatte. Die Anklage hat gelautet: „Ständige Gehorsamsverweigerung“, und das Urteil: 5 Jahre Gefängnis.

Ich lege dem Vertreter des Kriegsgerichtes, der ein verständiger Mann zu sein scheint, nahe, man käme doch wohl am weitesten, wenn man in diesem ganz speziellen Fall Gnade, oder vielleicht auch nur gesunden Menschenverstand an Stelle des starren Rechtes (das natürlich in manchen andern Fällen auch „sein Recht hat“) setzen und den jungen Mann als zwar nicht eigentlich Geisteskranken, aber doch seelisch Zerrütteten entweder in die Schweiz internieren, oder in die Heimat abschieben würde, wie das für die ganz schwer Verwundeten geschieht. Damit wäre gewiss im Grunde auch den Franzosen gedient und ihnen viel weiterer Aerger erspart. Ich glaube zusichern zu dürfen, dass die Deutschen zu einem Gegendienst gerne bereit wären und einen unter ähnlichen Umständen verurteilten französischen kriegsgefangenen Offizier freilassen würden. Der Chef der Kriegsgefangenen-Abteilung im Kriegsministerium, General F., hat ein besonderes Interesse für diesen unglücklichen Offizier, der einst im Regiment unter ihm Dienst tat.

Der preussische Oberhofprediger und der französische Pfarrer Babut

Montpellier, 3. August 1918.

Nachdem in dieser Sache das augenblicklich Mögliche getan ist, kann noch eine Angelegenheit mehr privater, etwas delikater Art besorgt werden:

Bald nach Kriegsbeginn hat zwischen Oberhofprediger D. und einem der bedeutendsten Vertreter des französischen Protestantismus, Pfarrer B. in N., ein öffentlicher Briefwechsel stattgefunden, in welchem das Kriegsproblem in religiöse Beleuchtung gestellt wurde. Damals konnte man sich nicht ganz dem Eindruck entziehen, dass D., gerade in der Wortformulierung seiner Ueberzeugung, teilweise etwas zu scharf geworden war. Das wider seine gewohnte, eher beherrschte Art.

Vielleicht hatte D. selber das Gefühl, es sei da etwas gut zu machen. Da es nicht mehr gegenüber Pfarrer B. geschehen konnte, der dann schon bald aller Kriegspolemik, auch der religiös-orientierten, entrückt wurde, bat er mich bei unserm letzten Zusammensein in Berlin, ich möchte, wenn möglich, mit seiner

Witwe in Verbindung treten und ihr sagen, dass er ihres verstorbenen Mannes in Hochachtung und Liebe und ihrer in herzlicher Teilnahme gedenke.

Nach anderswo gemachten Erfahrungen war es für mich nicht ganz sicher, wie ich mit einer solchen Botschaft aus Feindesland aufgenommen werden würde. Aber sie fand hier, wo die Witwe nun wohnt, freundliche und verständnisvolle Aufnahme bei einer Persönlichkeit von wirklich christlicher, feiner Gesinnungsart.

Ich habe allerdings mit Nachdruck auch davon gesprochen, wie sehr mir der Oberhofprediger meine Bemühungen um die französischen Gefangenen erleichtert habe und seinen ganzen, grossen Einfluss in dieser Sache zur Geltung gebracht habe. — Es gibt immer wieder Menschen, deren Weitblick und Sinn für Gerechtigkeit am ehesten bedroht ist, wenn sie die Feder, dieses oft so unheilvolle Instrument, zur Hand nehmen.

Mancher ist in Wirklichkeit, in der Praxis, viel besser und christlicher, als es seine Feder oft ist.

Wie sich die französische Geheimpolizei vorübergehend für mich interessiert

Unterwegs zwischen Montpellier und Lyon,
3./4. August 1918.

An den Beginn der Heimreise trat noch ein zeitgemässer, kleiner Zwischenfall: Nachdem ich am Bahnhofschalter in Montpellier ein einfaches Billett nach Genf genommen, trat gleich ein jüngerer Herr in Zivil, den ich vorher schon in der Schalterhalle gesehen, auf mich zu und bat um meine Ausweispapiere. Nach Durchsicht des ihm vorgelegten Diplomatenpasses erklärte er sich befriedigt — und es war zu erwarten, dass nun der Weg zum Zuge, der mich gegen heimwärts führen sollte, offen stehe. Aber, während ich auf dem Perron dessen Ankunft erwartete, kommt er noch einmal zu mir; diesmal von zwei uniformierten Polizisten begleitet, mit der Forderung: „*Veillez me montrer vos papiers militaires.*“ (Bitte, Militärausweise vorlegen.) Darauf Ueberreichung des Ausweisschriftstückes des französischen Kriegsministeriums betreffend meine spezielle Mission in Frankreich. „*Ah, une lettre ministérielle; cela c'est très bien et suffit amplement.*“

(Ah, ein Ausweis eines Ministeriums. Das ist sehr gut und völlig genügend.) — So lautete nun sein mit viel Entschuldigungen gegebener Bescheid.

Dann Frage meinerseits, ob er vielleicht, ohne Verletzung seines Dienstgeheimnisses, mir sagen könnte, warum in so kurzer Zeit meine Person so viel Beachtung seitens der Polizei gefunden habe? Das könne er wohl: In der Schalterhalle sei ihm zunächst mein etwas fremdländisches Aussehen aufgefallen. Dann dem Billetschalter sich nähernd und hinter mich tretend, habe er gehört, dass ich ein Billett nach Genf verlange und das mit einem etwas ausländisch klingenden Akzent. Nun befinde sich Montpellier auf der grossen internationalen Route Barcelona (Spanien)-Frankreich-Schweiz, die jetzt, im Kriege, von Spionagespezialisten mit Vorliebe gebraucht werde. Damit sei jeder durchreisende Fremde mit Reiseziel Genf zunächst der Gegenstand eines gewissen Verdachtes und deshalb auch einer sorgfältigen Beobachtung, eventuell auch der Kontrolle. Wobei leider auch manchmal ein ganz Unschuldiger verdächtigt werde. Da nicht nur von Verkleidungen (in Priester- oder Nonnengewand), sondern auch von Passfälschungen öfters Gebrauch gemacht werde, habe er, nach der Pass-Kontrolle, noch auf andere Weise sich über meine Person und Absichten Gewissheit verschaffen müssen.

Beim Umsteigen in Avignon in den Schnellzug Marseille-Lyon erwies sich jeder Platz als besetzt, was für mich wenig bedeutete, aber mehr für einen französischen, mit mir umsteigenden Hauptmann, der noch eine weite Reise zum Wiedereintrücken an der Front vor sich hatte. Er machte seinem Unmut Luft in den Worten: „On nous fiche au front pour être tué — et alors on ne peut pas même se caser dans le train; on n'accepte pas cela.“ (Man spedit uns an die Front, wo es in den Tod gehen mag und dann sorgt man nicht einmal dafür, dass man im Zuge während der langen Fahrt einen Platz bekommen kann. Das kann man sich nicht gefallen lassen!)

Es ist wohl so, dass eine gewisse Kriegsmüdigkeit in allen Heeren spürbar ist, auch beim Soldaten und beim Offizier des französischen Heeres. Vier Jahre Krieg, und speziell vier Jahre des Krieges, wie er jetzt geführt wird, wo die Kriegsromantik von dazumal einen kleinen Platz hat, das ist eben eine ziemlich lange Zeit, eine schliesslich angreifende Zeit.

Dem Hauptmann räumte dann ein Zivilist, auf den zu Hause ein Bett, nicht der Schützengraben wartete, seinen Sitzplatz ein.

Ich hatte Stehplatz bis Lyon und konnte mich damit trösten, dass es dort für mich einige Stunden Nachtruhe geben würde unter etwas bequemerem Umständen. Unter Anwendung von manchen guten Worten und Aufwendung eines recht beträchtlichen Geldbetrages gelang es dann schliesslich in dieser nicht von Fremden, aber von Militärpersonen jetzt stark besetzten Stadt eine Lagerstätte zu finden zu kurzem Schlaf.

In Lyon und darum herum stehen die französischen grossen Reserven, die zur Verwendung kämen, wenn Deutschland einen Durchbruch durch die Schweiz versuchen würde; aber jetzt ist wohl die Zeit dafür vorbei.

Lange Zwiesprache mit dem französischen General F.

Genf, 4. August 1918.

Im Frühzug gegen Bellegarde und die Schweiz zu ist nun Platz genug. Die noch bestehende scharfe Grenzsperre hält doch manche zurück, diese Reise zu unternehmen.

Einige Frauen, zum Teil von Kindern begleitet, sind aber doch da. Sie wollen es versuchen, ob sie nicht vielleicht doch zu dem in der Schweiz internierten Mann und Vater gelangen können, den man seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hat.

In meinem Wagenabteil bin ich allein mit einem französischen General. Er ist von Geburt Elsässer, ein Kind von Strassburg, wo seine Eltern nach 1871 geblieben sind. Er aber erhielt seine Ausbildung zum grossen Teil in Frankreich und wurde, als er sich für den Militärberuf entschied, gleichzeitig Franzose. Damit war natürlich eine etwas schwierige Situation geschaffen. Nicht zwischen ihm und den im Herzen französisch gebliebenen Eltern. Aber zwischen ihm und den nun in Strassburg neu Regierenden. Die Einkehr im Elternhause war oft nur mit allerlei Komplikationen und fast nur im Geheimen möglich. Er meint, nun könne es aber nur noch kurze Zeit dauern und er werde als ein Vollberechtigter am hellen Tage nach Strassburg kommen dürfen. Er freue sich darauf, auch seiner Kinder wegen, die er nun in die alte Vaterstadt und in das Haus seiner Jugend, das noch immer der Familie gehöre, werde bringen können.

Die Kunde von der Wiedergewinnung von Soissons durch die Franzosen brachte das Gespräch auf den Kriegsgegner. Da brauchte er harte, scharfe Worte, die ich zum Teil lieber ungeschrieben lasse. — Am zahmsten war fast noch das aus dem römischen Schriftsteller Tacitus entnommene Wort von „den stets nach Beute gierigen Germanen“. — Auf die Kriegsverwüstungen in Nord-Frankreich zu reden kommend, hiess es: „Ils devront reconstruire avec leurs hommes et leur matériel tout ce qu'ils ont détruit. Pas de paix avant.“ (Sie werden mit ihren Leuten und ihrem Material alles wieder aufbauen müssen, was sie zerstört haben. Vorher kein Friede!)

Dazu ist zu sagen, dass ein Teil des Schadens doch auch auf Rechnung der französischen und englischen Granaten kommt. Daneben kommt allerdings noch viel genug auf deutsche Rechnung, dabei leider so vieles, das fast nur in blinder Wut, zwecklos, sinnlos, zerstört, zerschossen, in Brand gesteckt wurde. Freilich haben zur Zeit des „grossen Ludwig“ die französischen Heere und Horden in Deutschland auch nicht viel anders gehaust, und auch das Beutemachen kaum verschmäht.

Der General kam dann noch auf die Wahrhaftigkeit und auf die Erziehung dazu zu reden. Das habe in Frankreich einen wichtigen Platz. „Menteur“ (Lügner) sei die schlimmste Beleidigung, die man einem Franzosen antun könne. Wahrheit, Aufrichtigkeit, Geradheit in Wort und Wandel scheinen aber bei den Deutschen nicht in gleicher Weise eingeschätzt zu werden. — Der General denkt also da ähnlich, wie Pfarrer B. in R. das in einer Predigt in etwas zarterer Form zum Ausdruck brachte. Aber solche Allgemeinurteile und Allgemeinverurteilungen eines Volkes nach einer bestimmten Seite hin sind doch vielleicht etwas gewagt und können zu Ungerechtigkeiten führen. Manchen Elsässern ist freilich eine unbefangene, ganz gerechte Einstellung gegenüber den Deutschen durch diese selber, gerade durch das, was sie während des Krieges im Elsass taten, sehr erschwert worden.

Der General sprach dann in anschaulicher Weise von den Kämpfen seiner Einheit (damals war er wohl noch Oberst) bei Perthes. — Da hätten sie im Herbst 1915 neue Schützengräben durch ganze Anhäufungen von Leichen, die von den Kämpfen im Frühling stammten, hindurchgraben müssen. Grauensvolle Kriegsarbeit!

An einer Haltestation stieg ein junges, sehr elegant sich dar-

stellendes Paar in den Zug und in unser Abteil. Nach einigen prüfenden Blicken beugte sich mein Reisegefährte zu mir herüber mit den halblauten Worten: „Das sy nit von unsere Lyt“. Und etwas später glaubte er in der gleichen Sprache, richtigem Elsässerdeutsch, feststellen zu sollen, das sehe ganz nach nobler Spionagegesellschaft aus. Es war sehr lustig, dass ein französischer General zu solcher diskreter Mitteilung sich gerade eines deutschen Dialektes bediente. — Er hätte auch zu Latein seine Zuflucht nehmen können, welcher Sprache er noch jetzt sehr mächtig zu sein schien. Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, dass von zwei französischen Generälen, die längere Zeit meine Reisegeossen waren, der eine mit Vorliebe den ziemlich schwierigen Lateiner Tacitus zitierte, der andere, den ich in der Bretagne kennen lernte, den noch heiklern griechischen Schriftsteller Thucydides als Reisebegleiter vor sich hatte und da ganz sattelfest zu sein schien.

Man hätte daraus allerlei Schlüsse betreffend die allgemeine Bildung der französischen Generalität ziehen können.

In Bellegarde, wo unsere Wege auseinander gingen, langte er aus dem Gepäcknetz ein Paket von sehr länglicher Form. Es war aber nicht etwa ein Säbel, sondern, wie er mir anvertraute, ein Pariser Steckenbrot, das er, als einen besondern Leckerbissen, seiner in den Bergen in den Ferien weilenden Familie bringe.

Langersehntes Glück und tiefstes Leid in schnellster Folge!

N. B. Nach einigen Monaten hörte ich dann wieder von diesem Reisegefährten, dem ich es verdanke, dass mir die Fahrt Lyon-Bellegarde recht kurz vorkam.

Seinem Bilde, welches er mir freundlich dedizierte, fügte er die Mitteilung bei, es sei ihm die hohe Genugtuung zuteil geworden, nach 48 Jahren des Fremdseins im Elsass, seiner alten Heimat, nun an der Spitze einer französischen Truppe in Neu-Breisach einziehen zu dürfen, und nun übe er das Kommando eines Militärgouverneurs dieser Festung aus.

Das hatte er geschrieben auf der Rückseite einer aus deutsch-elsässischer Zeit stammenden Ansichtskarte von Neu-Breisach, wel-

che die Ansicht des Kommandogebäudes zeigte, mit der gedruckten Ueberschrift: „Kaiserliche Kommandantur“. Diese zwei Worte waren von ihm mit rotem Stift durchgestrichen, ebenso die vor dem Eingang stehende deutsche Schildwache. Dafür hatte er die blau-weiss-rote französische Fahne, die Trikolore, ob dem Gebäude flatternd, hineingezeichnet.

Nun blieb nur noch die Erfüllung des andern grossen Wunsches übrig, nämlich, dass er seine Kinder ins grosselterliche Haus in Strassburg, von dem er ihnen so viel erzählt hatte, führen könne. Auch das schien der Verwirklichung ganz nahe zu sein. Da erhielt ich wenige Tage nach dieser ersten Sendung eine zweite: Es war die Todesanzeige dieser zwei Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, welche im Alter von 16 und 17 Jahren im Abstand von zwei Tagen der Grippe erlegen waren, gerade vor ihrer Abreise in die wiedergewonnene Heimat des Vaters!

Es wurde mir nicht ganz leicht, gegenüber der tragischen Schwere solchen Leides die einigermaßen entsprechenden Worte des Teilnehmens, des Trostes zu finden.

Später schrieb ich ihm dann noch einmal, um die in seinem Kommandobezirk unter sehr schwierigen Umständen noch zurückgebliebenen Reichsdeutschen seiner verständnisvollen Rücksichtnahme anzubefehlen.

Das sehr enge Ausgangspfortlein von Bellegarde

In Bellegarde sollte es sich entscheiden: Durchkommen in die Schweiz oder nicht? Hier ist die wichtige französische Zoll- und Kontrollstation. Die mündliche Zusicherung der Durchlassung war zwar in Paris, im Ministerium des Aeussern, in bestimmter Weise gegeben worden. Aber die Mitteilung an die Grenzpolizei konnte sich verzögert haben. Die Passiererlaubnis konnte auch, infolge veränderter Umstände, zurückgezogen worden sein. Sollte auch ich vielleicht, wie Ungezählte andere, hier Wochen lang auf Durchpass warten müssen?!

In Kriegszeiten ist jede Ueberraschung möglich, gerade auch die eine, die Nichterfreuliches, Erschwerendes bringt.

Dies letztere ist zwar nicht gerade mein persönliches Erlebnis, aber das vieler andern. Für mich sollten auch jetzt die Dinge

gnädig ablaufen. Es hiess zwar zuerst, für eine Persönlichkeit dieses Namens sei eine spezielle Ausreiseerlaubnis von Paris nicht eingelangt. Es liege zwar ein Telegramm vor, aber das laute auf einen wesentlich andern Namen. Es stellte sich aber heraus, dass es sich nur um eine neue Schreibart des schwierig zu behaltenden und zu schreibenden Namens handelte. Als noch die Frage gestellt und beantwortet war, ob ich vom Kriegsministerium einen dringlichen Auftrag habe im Interesse der Kriegsgefangenen, da ging die seit Wochen Hunderten und vielleicht Tausenden verschlossene Türe gegen die Schweiz zu auf — und der gleich in der Richtung Genf abgehende Schnellzug musste sich mit mir als einzigem Reisenden begnügen.

In Bellegarde warten so manche, vor allem Angehörige von Internierten, darauf, dass für sie endlich die Stunde des Weiterfahrens komme, wenn irgend möglich, bevor ihr ganzes Reise-geld ob der schrecklichen Wartezeit aufgebraucht ist. Nur die Gasthöfe des Grenz-Städtchens mögen sich ob dieser seit Wochen andauernden Grenzsperrre freuen.

Bern, 30. September 1918.

Nachdem die erste Unterredung, gleich nach meiner Rückkehr, mit der Leitung der Kriegsgefangenen-Abteilung der deutschen Gesandtschaft leider erst wenig zur Hebung der grossen Störungen in der Gefangenen-Heimschaffung beitragen konnte, ging es heute, wo ich dann die Sache dem eben von Berlin gekommenen neuernannten Chef des ganzen Kriegsgefangenenwesens, Oberst v. F., vorlegen und ans Herz legen konnte, doch vorwärts.

Es wird nun zugegeben, dass deutscherseits einiges gefehlt worden sei bei der Ausführung des Abkommens mit Frankreich. Allerdings sei die Spitze in Berlin nicht verantwortlich dafür, sondern die Fehlbaren fänden sich in den Stellvertretenden Generalkommandos und andern Kommandostellen. Es werde nun auf Abstellung der Mängel gedrungen, damit der Heimtransport der Kriegsgefangenen wieder im ganzen, vorgesehenen Umfang durchgeführt werden könne. Die in Deutschland teilweise noch vorhandene Dezentralisierung der Militärgewalten, wo den Generalkommandos gerade in Kriegsgefangenen-Angelegenheiten weitgehende Freiheiten und Kompetenzen gelassen sind, hat wohl tatsächlich manche Abmachung, die im Interesse der Gefangenen

beider kriegführender Länder lag, nicht recht zur Verwirklichung kommen lassen. Berlin mochte wohl abmachungsgemäss dies und das anordnen, aber die weitem Instanzen, denen die Ausführung oblag, scheinen oft gedacht zu haben: Berlin ist weit weg — und wir machen, was uns gefällt und uns dienlich erscheint.

In Frankreich führt, wie mir scheint, die ziemlich straffe Zentralisierung dazu, dass, was in Paris von der Oberleitung der Kriegsgefangenenabteilung angeordnet wird, in den untern und entfernten Regionen auch zur Durchführung kommt, wenigstens in den wichtigsten Grundlinien. Natürlich bleibt auch hier dem Lagerkommandanten noch ein gewisser Spielraum im Guten wie im Unguten.

Gedanken eines deutschen Diplomaten nach dem grossen Zusammenbruch

Bern, 4. November 1918.

Kriegsgefangenen-Angelegenheiten haben mich wieder auf die deutsche Gesandtschaft geführt, wo aber natürlich ebenso sehr vom grossen Ereignis der letzten Tage die Rede war, dem völligen Zusammenbruch der deutschen Front, wo der Kampf aufgegeben wird. Der deutsche Diplomat, mit dem ich schon früher in Kriegsgefangenensachen viel zu tun hatte, ist völlig niedergeschmettert und hat seinen Gefühlen ungefähr in folgenden Worten Ausdruck gegeben:

„Wenn man nur wüsste, ob man jetzt am Ende des Elends und der Demütigungen angelangt ist und ob es dann mit der Zeit wieder aufwärts gehen kann? — Wir riskieren, dass wir jetzt erst recht als Abschaum der Menschheit angesehen werden und dass man mehr denn je alle Lügen über uns glaubt. Mit dem Hasse aller gegen uns wird aber auch bei uns ein Uebermass des Hasses gegen die ganze Welt sich aufspeichern — und in 20—30 Jahren kann das wieder eine schreckliche Kriegsexplosion geben, vielleicht dann mit Russland und Japan auf unserer Seite. Dieses schreckliche Geschick, das jetzt über uns ergeht, bricht doch manche Energie.“

Ich wies ihn darauf hin, dass ein Volk von der Arbeitsfreudigkeit und Arbeitstüchtigkeit Deutschlands (vielleicht hätte ich auch



Der französische General F.
(Seite 331)



Einstige kaiserliche Kommandantur von Neubreisach (Elsass)
(Seite 333)



Oben: Deutsche Kriegergräber bei Albert, Endpunkt der grossen Offensive
April 1918 (Seite 353)

Mitte: Was von der Stadt Lens nach dem Kriege übrig geblieben war; vorne
amerikanischer Artillerieoffizier (Seite 354)

Unten: Wie ein Dorf bei Reims nach der zweiten Marneschlacht aussah
(Seite 356)

noch von der Geschäftstüchtigkeit reden können) unter allen Umständen wieder auf seine Füße kommen werde, auf ökonomischem Gebiet und ganz gewiss auch auf dem Gebiet staatlicher Macht und Geltung.

N. B. Jetzt, im Jahre 1936, noch vor Ablauf der von jenem deutschen Diplomaten erwähnten 20 Jahre, kann man feststellen, dass seine Prophezeiung von einer nach solcher Frist von Deutschland her drohenden neuen Kriegsexplosion von grossem Weitblick zeugte. An der raschen Anhäufung der Explosivstoffe ist allerdings ein Teil der einstigen Siegerstaaten nicht ganz unschuldig.

Nur betreffend die eventuellen zukünftigen Bundesgenossen ist die Prophezeiung teilweise mit den jetzigen Wirklichkeiten nicht ganz übereinstimmend.

Die grosse in Deutschland vor sich gegangene politische Wandlung, mit ihren Konsequenzen betreffend mögliche Bundesgenossenschaften war allerdings Ende 1918 schwer vorauszusehen und in Rechnung zu ziehen.
